

Welt der Wunder: Bernard Madoff, Giacomo Puccini, Circus Conelli

Nummer 1 – 1. Januar 2009 – 77. Jahrgang
Fr. 5.90 (inkl. MwSt.) – Euro 3.90

DIE WELTWOCHEN



Worauf wir uns 2009 trotzdem freuen

*Von Christian Levrat, Sandra Studer, Pipilotti Rist, Guido Westerwelle, Mona Vetsch,
Tim Guldemann, Göla, Valentin Roschacher, Maxim Biller, Hu Jintao u. v. a. m.*

Das Prinzip Kindskopf

Männer, die einfach nicht erwachsen werden wollen. Von Beatrice Schlag

Notters faule Tricks

*Fall Nef: Wie die Zürcher Staatsanwaltschaft die Öffentlichkeit täuschte.
Was dürfen Whistle-Blower? Von Alex Baur und Daniel Jositsch*





1 von 23'570 Artikeln im Sortiment
digitec.ch

www.digitec.ch Tel 0848 00 88 00 Filialen in Zürich, Winterthur, Dietikon, Kleindöttingen
Gratis Postversand in die ganze Schweiz



CHF 1999.-

statt 2299.-

HP HDX18-1090ez

Leistungsstarkes Premium-Notebook im Titandesign für den einzigartigen digitalen Lifestyle. 18.4"-Display mit Full HD-Auflösung (1920x1080 Pixel), Intel Core 2 Duo Prozessor P8600 (2.4GHz), 4GB Arbeitsspeicher, 2x 320GB Festplatten, Blu-ray Disc-Laufwerk, DVD±Brenner, Nvidia GeForce 9600M GT Grafikkarte mit 512MB, WLAN 802.11a/b/g/n, Gigabit-LAN, HDMI, DVB-T TV-Tuner, Windows Vista Home Premium 64Bit, inkl. Webcam mit Mikrofon, Fernbedienung, Fingerabdruckleser. Artikel 154017.

Intern

Wirtschaftlich wird 2009 ein Jahr der Depression. Kein Grund, deswegen Trübsal zu blasen. Wir ziehen es vor, der Krise mit Optimismus zu begegnen, ohne deswegen in Zynismus zu verfallen wie einst Ernst Jünger, der deutsche «Stahlgewitter»-Dichter, der während der Besetzung von Paris mit dem Sektglas in der Hand die Bombardierung der Stadt wie eine Silvesterpremiere verfolgte. Was tun Unternehmer, Banker, Staats- und Parteichefs, Diplomaten, Professoren, Kultur- und Medienschaffende oder der Pekinger Strassenwischer Hu Guoping, um nächstes Jahr trotz Baisse bei Laune zu bleiben? In unserer Titelgeschichte verraten Dianne Brill, Wolfgang Joop, Pipilotti Rist, Dieter Hallervorden, Miriam Meckel, Rainer M. Salzgeber, Christian Levrat, Toni Brunner, Dieter Meier, Sandra Studer, Konrad Hummler und viele andere Prominente, worauf es 2009 ankommt und worauf sie sich ganz persönlich freuen. **Seite 20**

Jörg Wolle, Chef des Schweizer Handelshauses DKSH, hat eine der ungewöhnlichsten Karrieren der Wirtschaftswelt hinter sich: Er flüchtete aus der DDR, lebte jahrelang in Hongkong



Erfolgreicher Asien-Kenner: Manager Wolle.

und steht heute einem Konzern mit 22 000 Angestellten und einem Jahresumsatz von 8,8 Milliarden Franken vor. Roger Köppel und René Lüchinger trafen den Asien-Kenner im Hauptsitz seiner Firma im Zürcher Seefeld-Quartier, wo man über seine neue Heimat, die unternehmerischen Qualitäten von Chinesen, Japanern oder Vietnamesen sprach und darüber, wie sich westliche Manager in einer ihnen fremden Welt erfolgreich bewegen. **Seite 26**

Sie halten Jugend für einen Lifestyle, nicht für eine Altersfrage. Sie tragen mit vierzig die gleichen Jeans und Turnschuhe, die auch ihre Söhne kaufen würden, wenn sie Söhne hätten. Aber der Mut zur Familie kommt den Männern zusehends abhanden. So sehr, dass sich inzwischen die Frage stellt, ob gar nicht die Frauen, sondern die Männer verantwortlich seien für rückläufige Geburtenzahlen. *Weltwoche*-Redaktorin Beatrice Schlag über Männer, die nicht erwachsen werden wollen. **Seite 42**

Während die Leidenschaft von Michel Bodmer (SF) und dem freien Journalisten Thomas Bodmer dem herkömmlichen Film gehört, hat sich ihr jüngerer Bruder Marc Bodmer, Journalist



Der Star ist der Spieler: Videogames.

auch er, früh einem viel jüngeren Medium verschrieben: Videospiele. Lange galten sie als Eltern- und Pädagogenschreck. Der Game-Industrie gab man die Schuld an fast allem Gewalttätigen dieser Welt. Marc Bodmer hielt journalistisch dagegen und lud Skeptiker auch mal zu sich ein, um ihnen die ästhetische Brillanz und die intellektuelle Herausforderung der Spiele direkt an der Konsole zu belegen. Inzwischen erzielen Videogames höhere Umsätze als Hollywood-Filme. Bodmer erläutert, wie die Filmindustrie nun die Zusammenarbeit mit dem Videomarkt sucht. Aber der wahre Star bleibt – Hollywood-Glamour hin oder her – der einzelne Spieler. **Seite 36**

In Folge 5 unseres Fortsetzungsromans «Doppelpass» von Charles Lewinsky zertrümmert Eidenbenz das Aufnahmegerät eines *Weltwoche*-Reporters. Der Politiker wird Chefredaktor Köppel informieren, dass das kritische Interview nicht erscheinen darf. Lesen Sie Folge 6 auf **Seite 64**. *Ihre Weltwoche*



DAS SIND FERIEN.

Willkommen im Wintersportparadies mit 250 km Pisten bis auf 3000 m ü. M. Unsere Berge laden zum Skifahren, Snowboarden und Sonne tanken ein. Wir freuen uns auf Sie.

www.gstaad.ch

Ab in die Berge!
Kinder bis 9 Jahre gratis.

GSTAAD®
MOUNTAIN RIDES

ST. STEPHAN • ZWEISIMMEN
SAANENMÖSER • SCHÖNRIED • SAANEN
GSTAAD • LAUENEN • GSTEIG • GLACIER 3000
ROUGEMONT • CHÂTEAU-D'OEX

WÜRDEN SIE MICH AUF DEN ROTEN TEPPICH
BEGLEITEN, WENN ICH HIV-POSITIV WÄRE?
GEGEN AIDS. FÜR DIE BETROFFENEN.



AIDS-HILFE SCHWEIZ
AIDE SUISSE CONTRE LE SIDA
AIUTO AIDS SVIZZERO

Marc Forster unterstützt Menschen mit HIV.
Helfen Sie mit: PC-Konto 30-10900-5, www.aids.ch

 **LHIVE**
www.lhive.ch

 **AIDES**



Gute Aussichten

Die guten Seiten eines unerfreulichen Jahres. Und worauf die Schweiz besonders achten sollte. *Von Roger Köppel*

Was bleibt vom letzten Jahr? Ein harter Bruch prägt die Rückschau. Der Untergang der amerikanischen Investmentbank Lehman Brothers brachte den Durchstoss der Finanzkrise ins allgemeine Bewusstsein und eine Art Umwertung der Werte. Was vorher geschah, wirkt weit entrückt. Blochers Abgang aus dem Bundesrat? Ewig lange her. Die Fussball-EM? Längst vergessen. Affäre Nef? Trotz neuerlichen, die Privatsphäre des Ex-Armeechefs massiv verletzenden Enthüllungen eine Randnotiz der Zeitgeschichte. Die Olympischen Spiele setzten Massstäbe der Pyrotechnik und der Massenchoreografie, doch auch dieses Feuerwerk verpuffte ohne Nachhall. Seit Monaten beherrschen Nachrichten und Spekulationen zur Weltwirtschaft die Schlagzeilen. Man ist sich einig, dass es unerfreulich werden wird. Der Dauerbeschuss an Negativnachrichten zeigt erste Betäubungswirkungen.

Die bekannten Krisenherde sind brisant geblieben: Der Nahostkonflikt wirkt unlösbarer denn je. An Afghanistan bissen sich schon die Briten und die Sowjets die Zähne aus. Jetzt wird der zerklüftete Gebirgsstaat zur grossen Bewährungsprobe für die USA, während sich im Irak erstaunlicherweise Beruhigung abzeichnet. Der Glaube an den Niedergang des islamistischen Terrorismus erwies sich nach dem Massaker von Mumbai als verfrüht. In Zimbabwe tobt weiterhin ein Verrückter an der Macht. Man gewöhnt sich an bizarre, widersprüchliche Realitäten und fühlt sich an einen Sinnspruch des Soziologen Luhmann erinnert: Wir scheinen in einer gleichzeitig immer sicherer und immer unsicherer werdenden Welt zu leben.

Wo viel Dunkel ist, leuchten die Scheinwerfer greller. Die Wahl des neuen US-Präsidenten Barack Obama wurde zum globalen Massenkult und zu einem bemerkenswerten, grenzübergreifenden Kraftakt des Glaubens im Zeichen der politischen Romantik. Wenn unter Politik auch die Kunst verstanden wird, grosse Gruppen unterschiedlichster, räumlich verstreut auftretender Individuen durch schiere Bühnenpräsenz zu einer einzigen fahnenschwenkenden Masse zu verschmelzen, dann war die Kür Obamas ein historisch anmutendes Lehrbeispiel. Zum anderen belegte die Wahl des geschmeidigen Senators aus Chicago die phänomenale Quali-



Schöpferische Zerstörung.

tät der Vereinigten Staaten, sich immer wieder neu zu erfinden.

Es fehlt nicht an anderen guten Nachrichten. Die Finanzkrise brachte Sumpflüden der Hochkonjunktur ans Licht. Die Machenschaften des früheren Rettungsschwimmers Bernard L. Madoff, der mit einem gigantischen Schneeballsystem Milliarden verzockte, wurden, wenn auch spät genug, entlarvt. Als Sinnbild einer auf Glanz, Gier und Täuschung gebauten Schönwetterwirtschaft dürfte die Episode in die Geschichtsbücher eingehen. Madoff entzauberte auch hochdekorierte Kontrollgremien als hoffnungslos befangen und blind.

Der Fall bestätigt die Kurzeinsicht des abtretenden US-Präsidenten George W. Bush zur Finanzkrise: «Wall Street got drunk and we all got a headache.» Bei allen Kollateralschmerzen setzt jetzt immerhin Ernüchterung ein. Oder, wie es ein Unternehmer in der vorliegenden *Weltwoche*-Ausgabe darlegt: «Das Pendel schlägt wieder Richtung Realwirtschaft. Wir erleben eine Renaissance des Common Sense.» Die Spreu trennt sich vom Weizen. Was wirklich Bestand hat, was wirklich zählt, wird überleben: schöpferische Zerstörung.

Und die Schweiz? Der Bittgang der UBS zum Staat war ein derartiger Schock, dass die gleichzeitige Kapitalaufrüstung der CS durch einen arabischen Staatsfonds zu unvorteilhaften Zinsen unter dem Radar der Medien und ohne öffentliche Entrüstung blieb. Der Bundesrat startete schwach ins Jahr und stei-

gerte sich dank der Finanzplatzkrise zu einer respektablem Form. Das zuvor eher geschwätziges Gremium («Mörgele/Mengele», «keine Anzeichen für eine Rezession») blieb verschwiegen und effizient, als es um die von der Nationalbank gezimmerten Pakete zur Stabilisierung des Finanzplatzes und Rettung der UBS ging.

Anders als in den europäischen Nachbarländern musste sich das Schweizer Publikum keine wöchentlichen, mit immer neuen Deutungen und Szenarien aufwartenden Blut-Schweiss-und-Tränen-Reden seiner Regierungsmitglieder anhören. Das Schweigen der Minister könnte man auch als Ausdruck dessen werten, dass in der Schweiz die Heilung der Wirtschaft von der Wirtschaft selbst und nicht vom Staat erwartet wird. Die altrepublikanische Tugend der Eigenverantwortung bleibt eine der vorrangigen Standortqualitäten.

Innenpolitisch hat sich die Lage nach der Einbindung des vom Kleinbauernsohn zum Bundesrat aufgestiegenen SVPLers Ueli Maurer in die Regierung leicht entspannt. Das giftige Parteiengenzänk zwischen dem Berner Mehrheitskartell und der Opposition begann selbst interessierte Beobachter zusehends zu ermüden. Innerhalb der SVP-Fraktion im Bundeshaus regten sich Appeasement-Tendenzen. Der von Übervater Blocher verordnete totale Widerstand brach sich an den Urvektoren der schweizerischen Politik, die auf Harmonie, Konsens und Mitte zielen. Der mehrfach totgeschriebene Herrliberger Ex-Bundesrat erfreute sich nach wie vor grosser medialer Aufmerksamkeit. Die zahlreichen Gegner in allen Parteien litten auch in diesem Jahr darunter, dass man nicht oft genug von ihnen sprach.

Auf die Schweiz trifft erst recht in einer Wirtschaftskrise zu, was Botschafter Paul Widmer in seinem sehr lesenswerten Buch über den Sonderfall mit einem Zitat aus Voltaires «Candide» belegt: Das Land braucht keine grossen Würfe und Visionen. «Il faut cultiver notre jardin.» Die Pflege klassischer Stärken rückt in den Vordergrund. Die politischen Erfolgsfaktoren sollten nicht vergessen werden: Unabhängigkeit, direkte Demokratie, Föderalismus, Mehrsprachigkeit und Neutralität. Sie sichern institutionell ab, was den entscheidenden Wettbewerbsvorteil des Landes ausmacht: Die Schweiz hört auf, die Schweiz zu sein, wenn sie nicht mehr freier organisiert ist als alle anderen Staaten.

Wir bleiben dabei: Auch in düsteren Zeiten ist die Schweiz vergleichsweise gut aufgestellt. Unsere Industrie ist breit vernetzt. Die grossen Unternehmen stellen Produkte her, die wirklich gebraucht werden. Die Leute arbeiten viel und hart, sind insgesamt vernünftig, weltoffen und neugierig. Das sind keine schlechten Voraussetzungen für ein neues Jahr, das anstrengend werden dürfte.



«Die russische Textilindustrie steht ganz am Anfang»: Chefredaktorin Doletskaya. Seite 46

Interview

46 «Die Russinnen lieben es dramatisch»

Aliona Doletskaya, Chefredaktorin der russischen *Vogue*, über russischen Geschmack, das Überleben in der Krise und ein delikates Gerücht

Stil & Kultur

50 Warten auf Finnisch

52 Moderne Liebe Mann in High Heels

52 Namen Von Stefano Gabbana bis Alessandra Kessler

53 MvH Mein St. Moritz (Teil 1)

54 Trend Märchenmode

55 Luxus High Life im Schnee

56 Im Gespräch Modedesigner Horst Fetzter

57 Auto Skoda Superb 2,0 TDI

58 Wein Vinfox 2009

58 Zu Tisch Restaurant «Sternen» in Walchwil ZG

59 Objekte Philips Living Colors

59 Impressum

60 «Mit verzweifelter Leidenschaft»

Giacomo Puccini ist einer der erfolgreichsten Opernkomponisten

62 Jazz Arild Andersen

62 Film TV-Serie «Rom»

63 Pop Anni Bass

63 Klassik Giuseppe Di Stefano

64 Doppelpass Folge 6

66 Darf man das?

66 Zitate

Autoren in dieser Ausgabe

Daniel Jositsch



Der Zürcher Rechtsprofessor und SP-Nationalrat erklärt auf Seite 32, warum der Fahnder Fredi Hafner, der die Affäre Nef durch eine Indiskretion zum Auffliegen gebracht haben soll, richtig handelte und freigesprochen werden sollte.

Holger Christmann



Der Gründer des Gesellschaftsmagazins *Park Avenue* reiste 1992 zum ersten Mal nach Russland. Seither pflegt er seine Kontakte in das Land. Für die *Weltwoche* interviewte der gelernte Historiker, Kunsthistoriker und Journalist auf Seite 46 die überaus erfolgreiche Chefredaktorin der russischen *Vogue*, Aliona Doletskaya.

www.weltwoche.ch

Online-Dossiers

Alle Artikel zu den Themen:

- Bundesratswahlen
 - Finanzkrise
 - *Weltwoche*-Kantonsserie
- finden Sie in unseren Dossiers auf *Weltwoche* online.
www.weltwoche.ch/dossier

Digitales Archiv mit PDF-Download und Volltextsuche

Wir haben einige der brisantesten Zeitabschnitte aus unserem Archiv digitalisiert. *Weltwoche*-Abonnenten können eine Vielzahl von Ausgaben im Volltext durchsuchen und 1:1 als PDF herunterladen. Auch alle übrigen Leser kommen nicht zu kurz: Blättern Sie in unseren Ansichtsexemplaren, zum Beispiel von 1968, 1945, 1939 oder vom 17. 11. 1933 (Ausgabe 1).
www.weltwoche.ch/75jahre

Platin-Club

Spezialangebot: Exklusives Package für das 7. Internationale Alpensymposium 2009 in Interlaken. Sie sparen Fr. 257.–
Spezialangebot: 15% Rabatt auf einer Auswahl klassischer Konzerte von Obrasso Classic Events
Produkt des Monats: 56% Rabatt auf den Mini-Golfplatz fürs Büro («USB-Putter »).
Mehr auf www.weltwoche.ch/platinclub



Die Stiftung Wunderlampe erfüllt Herzenswünsche von schwerkranken Kindern. Die allermeisten jedenfalls.

Einmal einen Bagger fahren, oder einmal einen Delfin küssen, oder einmal einem Prominenten die Hand schütteln – Ihre Spende macht Träume wahr und gibt den Kindern neue Kraft, die eigentlich unbezahlbar ist.

Stiftung Wunderlampe, PC-Konto 87-755227-6, Zürcherstrasse 119, 8406 Winterthur, Telefon +41 (0) 52 269 20 07, www.wunderlampe.ch

Und schon gar nicht anständig

Von Max Frenkel — Die Diskussion um einen Armee-Einsatz gegen somalische Piraten wird wieder einmal vom lockeren Umgang mit dem Kollegialprinzip überschattet.



Mangel an Selbstdisziplin: Bundesrat Couchepin.

Der Bundesrat entscheidet als Kollegium», so steht es in Artikel 177 der Bundesverfassung. Schwatzen allerdings tut er immer häufiger als ein Gremium von sieben Einzelmasken.

Ein Beispiel dafür bot wieder einmal das Theater um den Einsatz schweizerischer Soldaten zum Schutz von Schiffen gegen Piraterie vor der Küste Somalias. Beschlossen sei er, sagte Bundespräsident Pascal Couchepin zu den Medien. Und dem neugewählten Bundesrat und Militärminister Ueli Maurer bleibe nichts anderes übrig, als allenfalls noch sein Salz in die Suppe zu geben.

Die Fakten sprechen eine andere Sprache. Nachdem zunächst von einem Schutz der Schweizer Seeschifffahrt die Rede gewesen war (aber die Mehrheit der Reeder scheint dagegen zu sein), beantragte das EDA am 19. Dezember, eine Anfrage der EU um Unterstützung ihres «Atalanta»-Einsatzes vor Somalia durch die Schweiz positiv zu beantworten. Wobei Verschiedenes festzuhalten ist: Es geht nicht mehr primär um Schweizer Schiffe, sondern um internationale Konvois. Die EU liess die Art der Unterstützung offen. Der Antrag wurde unüblicherweise nicht vom VBS mitunterzeichnet.

Der Bundesrat beschloss dann nicht nur, auf das Geschäft einzutreten, er erklärte auch

seine grundsätzliche Bereitschaft zu einer bewaffneten Unterstützung, die von der EU gar nicht spezifisch gefordert worden war. Hingegen machte er seine definitive Zustimmung vom Ergebnis der Abklärung völkerrechtlicher, finanzieller und militärischer Probleme abhängig. Dann, was nicht vor der Sitzung vom 14. Januar geschehen kann (aber wahrscheinlich auch dann noch nicht), will er endgültig beschliessen. Wobei man weiss, dass sowohl die Vorsteherin des EJPD wie der neue Vorsteher des VBS einem bewaffneten Einsatz ablehnend gegenüberstehen. Die couchepinische Version stimmt also klar nicht.

Vor einem Quantensprung

Es ist zudem schwer vorstellbar, dass sich bei den beteiligten Departementen niemand Gedanken dazu machen wird, dass ein Polizeieinsatz auf hoher See fast notwendigerweise irgendwann zu einem Eingreifen in Somalia selber führen muss. In einem Land, das sozusagen keine Regierung hat, die dazu ihr Neutralitätspolitisch notwendiges Einverständnis geben könnte. Und irgendjemandem wird möglicherweise auch der Quantensprung auffallen, der von den unbewaffneten «Backoffice»-Funktionen der Armee im Balkan zu einem klassisch militärischen Auslandseinsatz führen würde.

Was hat wohl nun Pascal Couchepin dazu geführt, eine Aussage zu machen, die zum einen nicht stimmt und zum andern seinen neuen «Kollegen» vor den Kopf stösst? Wahrscheinlich vor allem Letzteres. Der Bundespräsident mag die SVP nicht. Eine Einstellung, die er zwar mit vielen Schweizern teilt. Aber es fällt doch auf, mit welcher Verbissenheit er sein Visier immer wieder auf die SVP richtet und wie viel weniger auf die andern Parteien. Dieser Mangel an Selbstdisziplin ist weder souverän noch klug. Denn es ist anzunehmen, dass auch die Schweizer Piratensuppe heisser ange richtet als gegessen wird. Und wer hat dann das Gesicht verloren?

Die Regierung und ihre Hofschranzen

Natürlich steht in der Bundesverfassung nicht, der Bundesrat müsse kollegial auftreten; er muss nur kollegial entscheiden. Aber die Praxis dazu hat sich nicht ohne guten Grund so entwickelt, dass die Bundesräte sich mit eigenen Meinungen in der Öffentlichkeit zurückhalten. Zum einen, weil für einen Kollegialbeschluss Verhandlungsspielraum vorhanden sein muss. Und zum andern, weil eine Regierung ohne einen wirklichen Chef nur so gegenüber dem Volk Verantwortung tragen kann.

Die Praxis arbeitet allerdings kontinuierlich dagegen. Unter dem Vorwand, man müsse die Regierung dem Volk näherbringen, lässt man einer neuen Form von Hofschranzen, den Informationsbeauftragten, breiten Raum. Die verbreiten primär allzu oft nicht Information zur Sache, sondern Lob und Preis ihres Herrn – und das häufig auf Kosten der andern sechs. Wen wundert's, dass auch die Chefs bei diesem Spiel mitmachen? Doch gewinnen tut dabei keiner.

Man könnte den Brauch der auch im Alltag geltenden Kollegialität abschaffen. Und solange dieser Vorschlag nicht von der SVP käme, wären viele Professoren und Medien damit wohl auch einverstanden. Doch ein solches Spiel wäre und ist gefährlich.

Der Bundesrat ist eine graue Maus und hat eine solche zu sein, gerade weil er eine schweizerische Regierung ist und zu den wenigen Integrationsfaktoren in diesem Land gehört, das ohne Zentrum, mit drei Sprachen (die vierte ist Folklore), 26 Kantonen, ständigen direktdemokratischen Appellen ans Volk sowie mannigfachen religiösen, politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Unterschieden sonst rasch unregierbar würde.

Doch lassen wir die staatsphilosophischen Überlegungen. Wie immer man zu ihnen stehen will: Couchepins Verhalten zeugte vor allem von mangelndem Anstand einem Regierungsmitglied gegenüber, von dem er schliesslich ebenfalls Respekt einfordern wird. Unser Jupiter Optimus Maximus war wieder einmal mehr Sarkozy als Merkel. ○

Enttäuschte Immigranten, eitle Weltverbesserer

Von Andreas Kunz — Rund 150 Sans-Papiers besetzen seit zwei Wochen die Predigerkirche in Zürich. Angeführt werden sie von einer Gruppe linksextremer Schweizer, die jegliche Verhandlungsangebote ausschlagen. Der Präsident der Kirchenpflege befürchtet eine Eskalation.



«Dürfen wir hier bitte einen Tisch aufstellen, Stühle hinstellen, Kerzen anzünden?» Predigerkirche in der Zürcher Altstadt.

In der Zürcher Predigerkirche, einem prächtigen frühbarocken Gebäude mitten in der Altstadt, riecht es nach Schweiß und muffigen Decken. An den Wänden hängen Plakate und Transparente, vor dem Eingang betteln junge, einheimische Aktivisten in farbigen Kleidern und Wollmützen um Spenden – nicht für die Kirche, sondern für die rund 150 Sans-Papiers, Flüchtlinge mit abgewiesenem Asylantrag, die seit dem 19. Dezember das Gebäude besetzen.

Über die Weihnachtstage versuchten die Pfarrerin Renate von Ballmoos und ihre beiden Sigristinnen den Betrieb aufrechtzuerhalten. Täglich verwandelten sie das Gotteshaus, das momentan eher an eine Bahnhofshalle erinnert, von neuem in einen sakralen Raum. «Dürfen wir hier bitte einen Tisch aufstellen, Stühle hinstellen, Kerzen anzünden?»

Daniel Lienhard, Präsident der Kirchenpflege, sagt: «Unsere Mitarbeiter sind total am

Anschlag. Die täglichen Mittagsgebete mussten wir bereits absagen.» Unzählige Male habe er mit den Aktivisten verhandeln wollen, Lienhard bot Übernachtungsmöglichkeiten an, Rechtsberatung und ein Gespräch mit dem verantwortlichen Zürcher Regierungsrat Hans Hollenstein. «Dankend abgelehnt», erhielt er als Antwort.

Linksextreme Aktivisten

Das «Bleiberecht-Kollektiv», ein Zusammenschluss linksextremer Aktivisten, beharrt auf seiner Maximalforderung «Papiere für alle». Als Anführer präsentierte der *Tages-Anzeiger* Michael Stegmaier, einen bekennenden Sozialisten, für den die Kirche neuerdings nicht mehr nur «Opium fürs Volk» ist, wie Karl Marx einst schrieb. Mit der *Weltwoche* wollen sie nicht – oder nur unter abstrusen Umständen – reden (siehe Interview rechts). Lieber

kommunizieren sie ihre Botschaften auf einschlägigen Websites wie www.indymedia.ch oder www.1.Mai.ch. Am Tag der Belagerung heisst es dort: «Unterstützt die Sans-Papiers bei ihrer Kirchenbesetzung», auf den Platz gleich daneben schaffte es ein RAF-Terrorist: «Christian Klar freigelassen».

Auf www.bleiberecht.ch veröffentlichen die Aktivisten auch die «Stimmen der Sans-Papiers». Hasti Anvari, 20, und Soudabe Mirani, 47, mussten den Iran angeblich aus «politischen Gründen» verlassen.

Davood Schojaei, 33, versteht nicht, «warum wir hier in der Schweiz als Kriminelle behandelt werden». In seiner Heimat Iran arbeitete er als Goldschmied und hatte ein «schönes Leben», bevor er seine Religion wechselte. Seither werde er verfolgt.

Als Wirtschaftsflüchtling zu erkennen gibt sich «Ayo aus Afrika», der nicht verraten will,

woher genau er kommt, und sich nach einem Berglauf in Zermatt abgesetzt hatte.

Oder Moussa Diarra aus Mali: «Meine Familie ist sehr arm, und ich möchte ihnen helfen. Deswegen bin ich auf der Suche nach einem besseren Leben und würde gerne hier in der Schweiz bleiben.»

Die allermeisten Sans-Papiers begründen ihren Aufenthaltswunsch mit «politischen» oder «religiösen» Motiven. Nirgends steht allerdings, von wem genau sie verfolgt wurden oder zu welcher, angeblich verfolgten Religion sie gewechselt hätten. Offenbar konnten sie dies auch bei ihrem Asylantrag weder beweisen noch stichhaltig begründen. Ansonsten hätten die Migrationsämter in einem rechtskräftigen Verfahren den Nichteintretungsentscheid abgewendet.

Zahlreiche Kirchenaustritte

Kein Wunder, klammern sich die enttäuschten Immigranten nun an unrealistische Versprechungen eitler Weltverbesserer. «Die Aktivisten schüren mit ihren Forderungen nach einer Amnestie falsche Hoffnungen», sagt Daniel Lienhard, Präsident der Kirchenpflege. Damit nähmen sie eine Eskalation der Lage fahrlässig in Kauf.

Daniel Lienhard will die Situation nun beruhigen – so gut es geht. «Unsere Institution ist bereits nachhaltig geschädigt», sagt der Präsident der Kirchenpflege. Auf die zahlreichen Kirchenaustritte, die aus Ärger über das tolerante Verhalten gegenüber den Besetzern bereits erfolgt seien, würden wohl weitere folgen. Fast schon aus Verzweiflung wandte sich Lienhard am Montag, dem zehnten Tag der Besetzung, in einem Brief an die Mitglieder der Kirchgemeinde: «Eine Besetzung ist ein Akt der Gewalt. Sie verletzt unsere Integrität. Der Tatbestand des Hausfriedensbruchs ist erfüllt.» Allein aus Angst vor einer Eskalation habe die Kirche bisher auf einen Strafantrag verzichtet.

Die möglichen Bilder von Polizisten, die in seiner Kirche Gewalt anwenden müssten, bereiten Lienhard «schlaflose Nächte». «Ein staatlicher Eingriff wäre ein Bruch der jahrhundertalten Tradition des Kirchenasyls», sagt er. Die Frist, die er den Besetzern gegeben hat, läuft am kommenden 5. Januar aus. «Bis dann müssen die Aktivisten ihre Hausaufgaben gemacht haben.» Er wolle zwar keine Gewalt schüren, stehe aber mit der Polizei schon heute in täglichem Kontakt.

Ein letzter, fast schon verzweifelter Hilferuf sendet Lienhard in seinem Brief an die Kirchenmitglieder: «Kommen Sie in die Kirche! Vielleicht lassen sich die «Sans-Papiers» und ihre Schweizer Sprecher im direkten persönlichen Gespräch davon überzeugen, dass das Aufrechterhalten der Kirchenbesetzung den Erfolg ihrer Aktion eher gefährdet denn garantiert.» ○

O-Ton

«Nur für Härtefälle»

Die Besetzer der Predigerkirche fordern «Bleiberecht für alle». Gemeint ist etwas anderes. Von Alex Baur

Anonymus*: Ja, hallo?
Hallo, hier Baur, von der Weltwoche, ich rufe an wegen des Interviews mit Michael Stegmaier.

Herr Stegmaier ist im Moment nicht erreichbar ...

... wir haben doch eben vereinbart ...

... ja, aber es ist so, dass wir im Moment beschlossen haben, dass nur über die Fälle der Flüchtlinge gesprochen werden soll, das heisst, dass man direkt mit ihnen redet, vielleicht ein Porträt macht oder so. Vom Bleiberecht-Kollektiv gibt es im Moment keine Stellungnahme.

Ich möchte aber im Moment gerade kein Porträt machen. Sondern von den Organisatoren der Aktion wissen, warum sie die Predigerkirche besetzen.

Es gibt dazu ein Pressecommuniqué. Die Weltwoche ist im Übrigen nicht das Blatt, das die Situation der Flüchtlinge so darstellt, dass sie für mich nachvollziehbar wäre.

Wir haben gar nie über Ihre Aktion in der Predigerkirche geschrieben. Ich bitte bloss um eine Klärung. In Ihrem Communiqué fordern Sie ein «Bleiberecht für alle». Das heisst, jeder, der in die Schweiz kommen will, darf hier bleiben?

Nein, das ist ja nur der Slogan unserer Kampagne. Hier in der Predigerkirche geht es um Härtefälle. Menschen, die seit Jahren hier leben, hier integriert sind. Viele arbeiten – aber sie haben keine Papiere.

Dann gibt es auch solche, die nach Ihrer Meinung ausgeschafft werden sollten?

Es geht um Menschen, die hier gestrandet sind, weil sie keine Reisepapiere haben und weil sie von ihrem Land nicht zurückgenommen werden. Die Polizei verhaftet sie jeweils für ein paar Tage, weil sie illegal im Land sind, andere kommen für achtzehn Monate in Ausschaffungshaft. Die Menschen leben in einem Dauerprovisorium und sollen so zermürbt werden.

In einem Dutzend Fälle, die Sie auf Ihrer Website aufführen, habe ich keinen Einzigen gefunden, der achtzehn Monate lang in Ausschaffungshaft sass. Und auch keinen, bei dem präzisiert wurde, warum hier ein Menschenleben in Gefahr ist. Allen Betroffenen wurde nach einer genauen Abklärung das Asyl verweigert, sie wurden ausgewiesen – doch sie weigern sich, Papiere zu beschaffen und aus der Schweiz auszureisen. So einfach ist das.

Sie verkehren die Dinge. Die Menschen könnennichtheimreisen, weil ihre Heimatländer sie nicht zurücknehmen. Für solche Fälle sind im Gesetz Härtefallregelungen vorgesehen, so wie man das bei der Abstimmung zur Asylvorlage versprochen hat. Doch im Kanton Zürich wird diese Regelung fast nie angewendet, nur gerade sechs Mal im letzten Jahr. Anders als etwa im Kanton Waadt. Gegen diese Rechtsungleichheit kämpfen wir.

Die Waadt hat jahrelang überhaupt niemanden ausgeschafft und sich damit über geltendes Recht hinweggesetzt. Auch Sie setzen sich mit Ihrer illegalen Besetzungskampagne über den Rechtsstaat hinweg. Wenn Sie sich schon auf das Recht berufen, dann haben Sie eine ganze Palette von legalen Mitteln, um Ihre Anliegen einzubringen – mit einer Initiative zum Beispiel.

Die Flüchtlinge haben eben gerade keine legalen Mittel, um sich auf politischer Ebene einzubringen, sie können ja nicht einfach eine Initiative lancieren. Wir unterstützen diese Menschen bloss. Das ist nicht eine Aktion irgendeines Komitees. Wenn Sie meinen, dass hier ein paar wenige Aktivisten sind, die Ausländer manipulieren, dann liegen Sie falsch. Diese Aktion wird von den Betroffenen selber organisiert.

Sie weichen aus. Sie setzen sich ja nicht für den konkreten Härtefall X oder Y ein, Ihnen geht es ums Prinzip, Sie fordern globale Lösungen für alle. Und Sie tun das nicht mit legalen politischen Mitteln, weil Sie wissen, dass Sie mit Ihren Anliegen beim Volk keine Mehrheit finden.

Was Sie betreiben, ist reiner Thesenjournalismus. Sie behaupten, wir würden die Menschen manipulieren ...

... man kann es effektiv so sehen. Sie fordern Globallösungen und wecken damit falsche Hoffnungen bei den Betroffenen.

Wenn Sie wirklich wissen wollen, wie es ist, dann kommen Sie hierher und reden Sie mit den Betroffenen selber. Die Leute sind verzweifelt. Es ist legitim, wenn sie sich wehren. Und ich wäre froh, wenn Sie mich nicht zitieren. Aus medienethischer Sicht ist es ganz klar, dass Sie das nicht dürfen, wenn ich nicht will.

* Der Sprecher des Bleiberecht-Kollektivs zog die Autorisierung des Interviews zurück, weshalb wir es in anonymisierter Form veröffentlichten.

Wie ein zorniger Bulle

Von Pierre Heumann — Die verheerenden israelischen Angriffe auf Gaza wurden von der islamistischen Hamas provoziert. Die Not der Bevölkerung dient den zynischen Extremisten als Propaganda.



Permanente Aggression: Hamas-Kämpfer bereiten eine Rakete vor.

In moralischer Entrüstung über Israel herzufallen, fällt wieder einmal leicht. Die Bilder aus Gaza, die nach den israelischen Fliegerangriffen um die Welt gehen, zeigen nichts als Elend, Verzweiflung und Zerstörung.

Doch die Empörung hat sich vor allem gegen die radikalislamistische Hamas zu richten. Sie hat die Katastrophe, die jetzt Gaza heimsucht, regelrecht provoziert. Bewusst nahm sie das Leiden Unschuldiger in Kauf, als sie sich am 19. Dezember weigerte, den Waffenstillstand mit Israel zu verlängern.

Die Hamas war gewarnt worden: Vom ägyptischen Präsidenten Hosni Mubarak und vom Palästinenserpräsidenten Machmud Abbas zum Beispiel. Denn Jerusalem hatte den Tarif klar durchgegeben: Sollten die permanenten Raketen-Aggressionen aus Gaza nicht aufhören, werde Israel mit Gewalt gegen die Raketenwerfer und ihre Hintermänner vorgehen, hatte Premierminister Ehud Olmert nur Tage vor dem Angriff in einem Interview mit einem arabischen Fernsehsender gedroht.

Das Wohlergehen der palästinensischen Bevölkerung ist offenbar nicht das primäre Ziel der Hamas. Sie trägt zwar Regierungsverantwortung für die 1,5 Millionen Einwohner des Gazastreifens. Doch die staatsmännische Pflicht, die damit verbunden ist, nehmen die Islamisten nicht wahr. Sie bleiben der Widerstandsideolo-

gie verpflichtet. Der Hamas geht es nicht so sehr um die adäquate Versorgung der Bevölkerung, sondern um die Rückeroberung der besetzten Gebiete. Sie verwendet das Geld, das sie vor allem aus dem Iran und aus reichen Golfstaaten erhält, für Munition und Aufrüstung statt für soziale Zwecke und die Erhöhung der Lebensqualität der Bürger. Zum PR-Arsenal der Hamas gehört zudem die perfide Methode, Waffenlager, Raketenfabriken und Trainingslager in dichtbesiedelten Gebieten zu belassen. Damit ist es unumgänglich, dass Zivilisten bei Attacken getroffen werden. Die Hamas erntet jetzt den Ertrag – in Form fürchterlicher Bilder, die aus den eigentlichen Tätern Opfer machen. Die Bevölkerung von Gaza ist die Geisel der Hamas.

Brandstifter Iran

Die Hamas, dies wird klar, hat mit ihrer Provokation vor allem ein Ziel verfolgt, das zynischer kaum sein könnte: Sie empfiehlt sich als Partnerin für den Dialog. Ohne ihre Zustimmung werde es keine Ruhe geben, lautet die maliziöse Botschaft. Mehr noch: Der massive Schlag gegen die Hamas, dessen Ende noch nicht abzusehen ist, erhöht das Ansehen der Islamisten aus Gaza im arabischen Raum.

Zu den Konflikttreibern und Brandstiftern gehört die Islamische Republik Iran. Sie verfolgt, auf dem Rücken der Palästinenser, ein strate-

gisches Ziel. Die Mullahs wollen sich mit Hilfe der Hamas am Mittelmeer, zusätzlich zur Hisbollah im Libanon, eine weitere militärische Bastion aufbauen. Hamas-Aktivisten erhalten in Teheran immer wieder mit grünen Noten gefüllte Koffer, die sie nach Gaza schmuggeln. Radikale Palästinenser werden vom Gottesstaat zudem militärisch ausgebildet und ausgerüstet.

Am 19. Dezember hatten die Hamas und ein Dutzend weiterer Palästinensergruppen die sechs Monate alte Waffenruhe mit Israel auslaufen lassen – eine Waffenruhe, die allerdings stets brüchig gewesen war: Über 200 palästinensische Raketen wurden in dieser Periode gezählt. Seit dem Ende des Waffenstillstandes liess die Hamas die Lage erneut eskalieren. Mehr als 200 Raketen und mehrere Mörsergranaten haben in der Folge in Israel eingeschlagen. Dabei will die Hamas stets Zivilisten und nichtmilitärische Einrichtungen treffen. Die Raketen verfehlen ihre Bestimmung in der Regel nur wegen ihrer mangelhaften Zielgenauigkeit. Aber die ständige Angst vor den Kassam-Raketen macht das Leben im Süden Israels zur Qual. In den vergangenen sieben Jahren sind dort 4000 Raketen niedergegangen. Der Beschuss nahm auch kein Ende, nachdem Israel den letzten Siedler und den letzten Soldaten aus Gaza abgezogen hatte. Viele Einwohner flüchteten deshalb gegen Norden oder brachten wenigstens ihre Kinder in Sicherheit.

Eine klare Mehrheit der israelischen Bevölkerung, fast alle Politiker und die meisten Parteien sind sich deshalb einig: Die Raketen aus Gaza, die den Süden Israels unsicher machen, rechtfertigen die Militäraktion. Dieser Meinung ist jetzt im Übrigen nicht nur die Rechte, sondern auch die Linke. So erinnerte in der vergangenen Woche der Schriftsteller Amos Oz die israelische Regierung an ihre Pflicht, die Bürger des Staates zu verteidigen. Das ständige Bombardement auf israelische Bürger nahe dem Gazastreifen bezeichnete er als ein «Verbrechen gegen die Menschheit».

Israel will mit dem Militärschlag gegen die Hamas den Nachbarn wieder das Fürchten lehren. Während Jahren hat es den anhaltenden Raketenhagel aus Gaza hingenommen, ohne darauf adäquat zu reagieren. Seit der Schlappe im Libanonkrieg vor zwei Jahren befürchten israelische Strategen eine weitere Schwächung des Abschreckungspotenzials, das fürs Überleben des Staates notwendig ist. Trotz massiver Angriffe der israelischen Armee war die Hisbollah in der Lage gewesen, Tausende von Raketen auf Israel abzufeuern, womit sich Hisbollah-Chef Hassan Nasrallah viel Respekt bei den Arabern verschaffte. Gleichzeitig sank im arabischen Raum die Ehrfurcht vor der israelischen Armee. Dieses Image will Jerusalem nun ändern. Auch Teheran, aus dem immer wieder martialische Töne zu hören sind, soll demonstriert werden, dass Israel wie ein zorniger Bulle reagiert, wenn es angegriffen wird. ○

Staatliche Pille mit Nebenwirkung

Von Silvio Borner — Swissair, Swisscom, Post oder Schweizerische Volksbank. Zahlreiche Beispiele in der Vergangenheit haben gezeigt, dass Vater Staat als Grossaktionär versagt.



Neuer Höhepunkt der Staatsgläubigkeit.

Nicht nur die Wirtschaft verläuft in Zyklen. Auch die öffentliche Meinung durchläuft immer wieder Phasen, in denen sie ein hohes Vertrauen in die Autonomie des Einzelnen und die Funktionstüchtigkeit von Märkten hat, um dann wieder ins Gegenteil zu kippen. Plötzlich ist er wieder da: der tiefe Glaube an die Allmacht des Staates und die politische Lösbarkeit von jedem Problem. Das Staats- und Politikversagen in den ehemals sozialistischen Ländern mit ihrer Zentralverwaltungswirtschaft und natürlich die Finanzkrise haben der Staatsgläubigkeit zu einem neuen Höhepunkt verholfen.

Der Markt versagt, die Manager überborden, die Selbstheilungskräfte schwinden, das Vertrauen in die private Wirtschaft schmilzt. Kein Wunder, kommen selbst Tippelschritte in Richtung «Liberalisierung» oder gar «Privatisierung» im Bereich von Post, Elektrizität oder Schulen politisch ins Stocken. Das Wort «liberal», vor allem mit einem «neo» davor, ist zu einem Schimpfwort verkommen. Durch herbe Kapitalverluste enttäuschte Anleger stimmen in den Chor derer ein, die schon immer gewusst haben, dass der Kapitalismus eines Tages doch untergehen würde.

Die bittere Enttäuschung der Verlierer paart sich so mit unverhohlener Schadenfreude der ewigen Systemkritiker. Und vergessen wir die

Opportunisten nicht. Kürzlich hörte ich im Radio ein Interview, dessen Inhalt ich einem Befreiungstheologen zugeordnet hätte, wenn nicht plötzlich klargeworden wäre, dass es sich um einen Topmanager der Autobranche handelte. «Wes Brot ich ess', des Lied ich sing'», hat sich dieser Herr wohl gedacht, als er offensichtlich den Boden für seinen Bittgang zur Plünderung der Staatskasse vorbereiten wollte. Genauso regelmässig, wie die Euphorie der Anleger in Katzenjammer umschlägt, wenn die spekulative Blase platzt, genauso wird die Begeisterung über den allgegenwärtigen Staatsinterventionismus einer schalen Ernüchterung Platz machen (müssen).

Unglaubliche Staatsgarantien

Warum? Da wäre einmal die enorme Aufblähung der ohnehin schon hohen Staatsschulden zu erwähnen. Island hat es bereits erwischt, andere werden folgen. Staatsgarantien beispielsweise für sämtliche Einlagen bei Banken (wie von Angela Merkel in die Welt gesetzt) sind völlig unglaubwürdig, da sie im Ernstfall die Staatskasse sprengen würden. Staatliche Aufkäufe fauler Papiere von Banken stützen zwar die Bilanzen dieser Banken, haben aber gleichzeitig negative Effekte. Schon heute ist erkennbar, dass Staatsbeteiligungen private Kapitalgeber vertreiben, die zu Recht befürch-

ten, dass der Staat Vorrang erhalte und die privaten Eigenkapitalgeber schlechterstellen würde. Die in den dreissiger Jahren vom Staat «gerettete» Schweizerische Volksbank hat kein wirkliches Comeback erlebt und ist Jahrzehnte später trotzdem verschwunden. Wenn Politiker oder Beamte erst einmal an den Sitzungstischen der privaten Unternehmen Platz genommen haben, werden sie viel Sitzleder entwickeln und die Geschäftsmodelle mit Politfantasie «anreichern». Vom Staat unterstützte Unternehmen werden unvermeidlicherweise «verpolitisiert» und daher längerfristig in ihrer unternehmerischen Dynamik und Flexibilität gebremst. Swissair, Swisscom oder die Schweizerische Post lassen grüssen.

Schon jetzt wird bei der UBS sichtbar, wie die Tagespolitik in Bern die Geschäftspolitik in Zürich zu beeinflussen versucht. Dies wiederum schreckt private Aktionäre ab. Dass sogar ein neugewähltes Verwaltungsratsmitglied seine Aktienbeteiligung an der UBS verscherbelt hat, ist zwar eine unfeine Geste, aber signalisiert gleichzeitig für die restlichen Aktionäre die offensichtlich negative Langfristspektive dieses Unternehmensinsiders.

Gerade in unserem Nachbarland Deutschland zeigten sich die negativen Seiten des Staatsinterventionismus besonders deutlich, als die staatlichen Landesbanken eigentlich alle am Ende waren, aber dennoch verstaatlicht wurden, um ja nicht unterzugehen. Geradezu grotesk ist die vorwurfsvolle Haltung und die Forderung von Bankenmanagern, die Staatshilfe in Anspruch genommen haben, an jene, die dies nicht taten, indem sie argumentierten, die unabhängigen Institute hätten nun einen unfairen Wettbewerbsvorteil aufgrund des besseren Image, diese müssten nun auch umgehend an Staatskrücken gehen.

Dass die UBS ausgerechnet die letzten sechs Milliarden nicht auch noch privat aufgebracht hat, werden wir in der Schweiz in absehbarer Zeit bereuen. Aber das Schlimmste an der naiven Staatsgläubigkeit ist die Illusion, dass mit Staatsgeldern und -garantien eine neue Welt ohne Risiken geschaffen werde – eine Art Wirtschaftsparadies auf Erden. Religionen sind klug genug, das Paradies erst für das «Jenseits» zu versprechen. Der naive Glaube an ein risikoloses «Diesseits» wird sich jedoch schnell als staatliche Machbarkeitsillusion entlarven. Der sicherste Weg in eine zukünftige Krise ist die Leugnung der real existierenden Risiken und Unsicherheiten. Der Versuch, nicht nur die aktuelle Krise zu bewältigen, sondern gleichzeitig alle denkbaren zukünftigen zu vermeiden, ist Anmassung von Wissen und führt schnurstracks in die staatliche Planwirtschaft zurück.

Silvio Borner ist Professor für Volkswirtschaft an der Universität Basel.

Claudia Fürst

Die Kriegstetterin ist seit November Schweizer Meisterin in Natural Bodybuilding. Sie trainiert neunzig Minuten am Tag und schüttelt den Kopf über Fitness-Einsteiger, die sich stundenlang abstrampeln.



«Ohne Bräunungscreme sieht man die Muskeln viel weniger»: Bodybuilderin Fürst.

Wir gratulieren zum Schweizer Titelgewinn und zum elften Platz bei der Weltmeisterschaft in New York. Was genau ist Natural Bodybuilding?

Es zeigt Athleten, die ihren Körper auf natürlichem Weg formten und aufbauten, ohne Anabolika, Wachstumshormone und ähnliche strube Sachen. Daraufhin werden wir vor jedem Wettkampf kontrolliert.

Was dürfen Sie nehmen?

Vitamine, Mineralstoffe und Eiweisspulver sind erlaubt.

Wie verbreitet ist Natural Bodybuilding in den USA?

Es ist völlig anders als in der Schweiz, wo es noch eine Randsportart ist. In den USA wird es viel stärker gefördert und unterstützt. Der Wettkampf hat sehr viel Spass gemacht.

Wie lange sind Sie Bodybuilderin?

Ich mache schon seit acht Jahren Kraft-

sport. Im Natural Bodybuilding habe ich meinen ersten Wettkampf 2005 bestritten.

Was unterscheidet Sie äusserlich von Bodybuilderinnen, die Anabolika nehmen?

Sie sind bei gleicher Grösse bis zu zehn Kilo schwerer als ich, und ihr Busen geht fast völlig zurück. Viele von ihnen haben Silikonbusen. Ich bin viel schmäler, viel fraulicher, und dieses Bild von Fitness möchte ich den Frauen überbringen.

Warum sind Sie auf Wettkampf-Fotos braun wie Leder?

Das ist eine Bräunungscreme mit Glitzerpartikeln. Auf der Bühne ist das Licht so grell, dass man ohne Bräunungscreme die Muskeln viel weniger sehen würde.

Wie viel trainieren Sie?

In Wettkampfzeiten sechs Mal eineinhalb bis zwei Stunden pro Woche, ausserhalb des Wettkampfs etwa vier Mal.

Was essen Sie?

Ich esse sehr bewusst und sehr gesund. Viel Früchte und Gemüse, gesunde Kohlehydrate wie Reis, Teigwaren, Kartoffeln und sehr viel Fleisch, hauptsächlich Pferd, Rind und Poulet. Und viel Fisch.

Mit Sauce?

Überhaupt keine Sauce, keine Butter, dafür viele verschiedene Öle. Und nie Brot, zu gar nichts.

Was essen Sie, wenn Sie etwas zu feiern haben?

Cremschnitten. Am allerliebsten Cremeschnitten.

Was hilft am besten, wenn man über die Feiertage zugenommen hat?

Rumpfbeugen nützen nicht viel. Am besten gegen den Bauch hilft aufs Essen achten, daneben Ausdauersport wie Laufen und Velofahren. Wenn's nur zwei Kilos sind: eine Weile lang die Kohlehydrate weglassen und mehr Eiweiss essen.

Was nützt gar nichts?

Gar nichts tun.

Was ist unanstrengend und wirksam?

Sehr genau aufs Essen zu achten.

Das ist anstrengend.

Aber nicht körperlich. Und die Ernährung macht sechzig bis siebenzig Prozent aus, wenn Sie abnehmen wollen.

Nützt Treppensteigen statt Lift?

Ich nehme immer den Lift. Aber Treppen schaden vermutlich nicht.

Häufigste Trainingsfehler?

Dass die Leute immer viel zu viel aufs Mal machen wollen, wenn sie anfangen. Sie glauben, sie müssen mit hochrotem Kopf auf dem Velo zwei, drei Stunden strampeln, möglichst jeden Tag. Das ist ganz falsch. Lieber langsam anfangen, ein- bis zweimal die Woche eine Stunde, dann zwei- bis dreimal ein bis eineinhalb Stunden.

Häufigste Diätfehler?

Dass die Leute zu wenig und dann das Falsche essen. Ich machte manchmal Ernährungsberatung in meinem Fitnessstudio und sah vor allem bei Frauen, dass sie kein Eiweiss essen, weder Quark noch Eier noch Fisch oder Fleisch, wenn sie dünner werden wollen. Sie glauben, beim Abnehmen reiche ein Apfel am Morgen, ein Salat am Mittag und am Abend höchstens ein Jogurt. Das ist völlig falsch.

Was essen Sie am liebsten, was nicht dick macht?

Fohlenfilet mit ungebutterten Kartoffeln.

Wann ist Ihr nächster Wettkampf?

Erst 2010. Im nächsten Jahr mache ich Pause. Mein Körper soll sich erholen und regenerieren.

Claudia Fürst, 27, arbeitet als Medizinische Laborantin im Inselspital in Bern.

Die Fragen stellte **Beatrice Schlag**.

Und vergib uns unsere Schuld

Von Kurt W. Zimmermann — Das Schweizer Fernsehen entschuldigt sich unablässig. Das ist ein gutes Zeichen.

Ueli Haldimann hat inzwischen Routine. Zuletzt musste sich der TV-Chefredaktor dafür entschuldigen, dass sein Mitarbeiter Roli Huber bei der Bundesratswahl ein verstecktes Mikrofon verwendet hatte. Kurz zuvor musste sich der TV-Chefredaktor dafür entschuldigen, dass sein Mitarbeiter Hans Bärenbold mit Ueli Maurer ein saumässiges Interview geführt hatte.

Die Frage, die wir uns also stellen müssen, ist jene nach der Corporate Governance. Was ist das für eine Unternehmenskultur, die dauernd Fehlleistungen produziert und hinterher um Vergebung bittet?

Man kann die Frage politisch und journalistisch angehen. In der politischen Betrachtung setzen wir uns mit Huber, Haldimann und Bärenbold auseinander. Wir stellen fest, dass alle drei aus der linken Ecke kommen.

Roli Huber ist ein klassischer Vertreter der alten Arbeiterbewegung, für die er in den siebziger Jahren aktiv war. Seine erste TV-Reportage war 1984 ein umstrittener «Büezer-Film» über das Ende der Wagi Schlieren. Den gesellschaftskritischen Themen – die Blochers, die Tunnelarbeiter – ist er bis heute treu geblieben.

Ueli Haldimann begann seine Karriere in den siebziger Jahren im linken Journalistenkollektiv «Presseladen» in Zürich. Er war Koautor des Buchs «Die unheimlichen Patrioten», einer Abrechnung mit dem Rechtsbürgertum. Ein Teil des Materials war Beute eines Einbruchs beim selbsternannten Staatsschützer Ernst Cincera.

Bundeshausjournalist Hans Bärenbold war dreissig Jahre lang ein agiler Salonlinker in Staatsdiensten, zuerst beim Radio, dann bei SF. Er ist der typische Alt-68er, der zuverlässig auf sozialdemokratischer Linie liegt. Bekannt ist seine funktionierende Freundschaft mit Bundesrat Moritz Leuenberger.

Das politische Fazit scheint damit klar: Den Alt-Linken brennen jeweils die Sicherungen durch, wenn sie der SVP eins auswischen können. Dann entschuldigen sie sich.

In der journalistischen Betrachtung sieht das anders aus. Hier stellen wir zuerst einmal eine Schieflage fest. Im Newsgeschäft hat Leutschenbach, anders als in der Unterhaltung, keine Konkurrenz. Ausländische Sender sind hier kein Faktor.

In dieser Ausgangslage hat unser TV zwei Möglichkeiten. Der Sender kann sich als verbindlicher Staatskanal positionieren, ohne Ecken und Kanten. Oder der Sender kann sich



Tragödie an sich: SF-Chefredaktor Haldimann.

einen journalistischen Anspruch vorgeben, etwa jenen der kritischen Berichterstattung mit dem Ziel der öffentlichen Transparenz.

SF 1 wählt meist Möglichkeit zwei. Gefässe wie «Rundschau», «10 vor 10», «Kassensturz» und «Dok» sehen sich dem aufklärerischen Journalismus verpflichtet. Natürlich ergänzen sich hier die politische und publizistische Position mancher Medienschaffenden. Alt-Linke tendieren stets stärker zum kritischen Journalismus, weil sie sich eher als Wachhunde der Gesellschaft verstehen. Dagegen ist nichts einzuwenden, zu wünschen wäre nur, dass die Hunde öfter mal auch die SP, die Gewerkschaften und die Grünen beißen.

Aus dieser Rollendefinition erklärt sich auch die Vorliebe der TV-Reporter für versteckte Kameras und versteckte Mikrofone. Die Utensilien aus dem Überwachungsbereich sind nur dann sinnvoll, wenn das Aufdecken von verborgenen Missständen die eigene Leitlinie ist. Wenn man zu unzimperlich vorgeht, entschuldigt man sich.

Dennoch ist uns der journalistische Ansatz des Schweizer Fernsehens sympathisch. Ein Monopolfernsehen ist an sich schon eine Tragödie. Ein Monopolfernsehen ohne journalistische Zähne und journalistischen Biss wäre eine Katastrophe.

Wenn sich TV-Chefredaktor Haldimann nie mehr entschuldigen muss, dann ist sein Sender zum braven Staatskanal geworden.

Danke, 2008!

Von Gion Mathias Cavelty

Es ist wieder einmal das Ende eines Jahres – gar kein schlechter Zeitpunkt für einen schönen objektiven Jahresrückblick. Hat es das Fernsehen Anno 2008 gut mit uns gemeint?

Es gab vor laufender Kamera verzehrte Krokodilpenisse und Känguruhoden.* Es gab Raben, die mit Toten sprechen und gleichzeitig kacken konnten.** Wir wurden mitgenommen auf Andromina, den Planeten der Lust («Stirb, oder zieh dich aus!»). In Grossaufnahme und in endlosen Wiederholungen wurde auf Tele Züri gelbe Hornhautmasse von menschlichen Fusssohlen geschabt. Bundesrat Leuenberger plauderte unverdrossen im «Literaturclub» mit, obwohl er die einen oder andern paar hundert Seiten ebenso wenig gelesen hatte wie die darüber publizierten «Rezessionen» (ja, das mit den «Rezessionen» betonte er sogar zwei Mal). Monika Fasnacht wurde auf Mallorca in einen Swimmingpool geschmissen, und durch ihre weisse Bluse konnte man einen rustikalen Büstenhalter erahnen: der mit Abstand erotischste TV-Moment 2008. Es gab «Unterwegs mit Zipfelbob», und es gab «Alltag im Vatikan». Brigitte Nielsen wollte ihr in der «Promi-Beauty-Klinik» abgesaugtes Fett versteigern lassen (nicht zu vergessen: die Hodenoperation und der anschliessende tragische Hinschied ihres Jack-Russell-Terriers Joker). Monika Kaelin hat an einem Fussball-EM-Qualifikationsspiel der Schweizer Frauennationalmannschaft gegen ihre deutschen Kolleginnen in Basel die Nationalhymne gesungen – das tapfere Eichhörnchen Blacky war ein paar Wochen zuvor bei einem Kamikaze-Einsatz auf brutale Weise geröstet worden, sonst hätte es die Live-Übertragung bestimmt winkelriedmässig stoppen wollen. «Das eine Tsching-Bei-Tschingi-Tsching-Pei-King-Tsching mit eine Mensch gebückt», kommentierte Frau Yanhui Huang auf SF 2 anlässlich der Schlussfeier der Olympischen Sommerspiele. In «Gesundheit Sprechstunde» war zu erfahren, dass in der Schweiz jedes Jahr rund tausend Füsse amputiert werden müssen. Und Barbie hat gesagt: «Gott segne jeden von uns!»

Also: Es war ein grossartiges Fernsehjahr. Lassen Sie sich bloss nichts anderes einreden.

* «Ich bin ein Star – Holt mich hier raus!» läuft wieder ab dem 9. Januar auf Sat 1.

** «The next Uri Geller – Unglaubliche Phänomene live» wird ab dem 13. Januar auf Pro Sieben zu sehen sein.

«Hoffen wir, dass es keinen so tiefen Zwist in der Eidgenossenschaft gibt, dass Maurer wie Bruder Klaus schlichten müsste.» Josef Deuber



Gemeinsamkeiten mit Bruder Klaus: Bundesrat Maurer.

Unser Nationalheiliger

Nr. 51/52 – «Jetzt musst du, Ueli»; Ueli Maurer im Interview mit Roger Köppel und Urs Paul Engeler

Zunächst möchte ich Bundesrat Ueli Maurer zu seinem hohen Amt herzlich gratulieren. Bei seinem Leistungsausweis zweifelt man nicht, dass er seine Arbeit bestens meistern wird. Bei meinen täglichen Spaziergängen mit meinem Hund in Obwalden sind mir plötzlich Gemeinsamkeiten zwischen dem neuen Bundesrat und unserem Nationalheiligen Bruder Klaus aufgefallen. Der eine ist zwar reformiert, der andere war katholisch, doch haben beide reichen Kinderseggen – der Katholische noch etwas mehr. Beide haben schöne Ehefrauen: Anne-Claude kennt man jetzt aus dem *Blick*, Dorothea aus Schilderungen vielleicht neidischer Zeitgenossen. Im Militär waren sie gleichrangig, der eine Major bei den Radfahrern, der andere Rottmeister, bei weiteren Distanzen beritten. Beide kannten berufsbedingt viele Gräser, die Artenvielfalt war zur Zeit von Klaus vielleicht noch grösser. Am auffallendsten aber ist bei beiden der Drang zum naturnahen Leben: Ueli schläft nächtelang im Wald, Klaus verzog sich in die Schlucht. Bei Letzterem wurde das zur Gewohnheit, bei Maurer noch nicht. Politisch war Bruder Klaus eher Rom-orientiert, Maurer steht, wie man weiss, ebenfalls ziemlich rechts. Hoffen wir nun, dass es in absehbarer Zeit keinen so tiefen Zwist in der Eidgenossenschaft geben wird,

dass der eine wie der andere schlichten müsste. *Josef Deuber, Hergiswil*

Die Wahl von Ueli Maurer hat mich unerhört gefreut. Auch seine Kommentare und Bemerkungen zeigen, dass er ein grossartiger Menschenkenner ist. Obwohl ich bis zu meiner Pensionierung immer nur sozialistisch gewählt habe, bin ich jetzt von dieser Linie abgekommen. Als ich in Pension ging, habe ich eine Zeitung gesucht, die nicht nur parteipolitische Propaganda machte, sondern auch bereit war, gute Ideen von anderen Parteien mit einzubeziehen. Dies war vor 17 Jahren die *Weltwoche*, der ich bis heute als Abonnent treu geblieben bin. Ich war überzeugter Patriot und stolz auf mein Land und die Regierung. Seit Brüssel das Befehlskommando übernommen hat, bin ich weit davon entfernt, mich anstandslos diesen Hierarchie-Dirigenten zu unterwerfen. Wir haben zwei Weltkriege dank unseren Vätern und Vorvätern überlebt; wir werden auch diese Bevormundung überleben. In diesem Sinne, werter Bundesrat Maurer, vertraue ich Ihnen, dass Sie dies bewerkstelligen können. Man braucht auch als kleines Land nicht zu allem danke und amen zu sagen.

Bernard Rouiller, Empuriabrava (Spanien)

Die Wahl von Ueli Maurer in den Bundesrat als Rettung der Konkordanz und als Sieg der Vernunft schönzureden, ist nicht nur sachlich unzutreffend, sondern auch fatal. Die Schande, just am Tag der Menschenrechte einen Bun-

desrat zu vereidigen, der sich um diese genauso foutiert wie um unseren Rechtsstaat, unsere Gesetze und um primitivste Umgangsformen, wird der Schweiz wohl den Ausschluss aus der Völkergemeinschaft bescheren. Hat schon der verantwortungslose Auftritt von Gabi Huber im Parlament massgeblich zu diesem Super-GAU beigetragen, so ist durch die skandalöse und in allen Kernpunkten sachlich falsche Berichterstattung der *Weltwoche* auch die Chance vertan, den knappen Sieg Maurers wenigstens dem Ausland als Zufallsmehr verkaufen und dadurch dessen fatale Folgen für unser Land etwas mildern zu können. *Toni Bräm, Zürich*

Ueli Maurer findet es für 700 000 SVP-Wähler beleidigend, wenn diese als fremdenfeindlich bezeichnet werden. Mich würde sehr interessieren, wie Maurer dann die Tatsache erklärt, dass meine Frau – eine in der Schweiz geborene und aufgewachsene spanische Staatsangehörige – und mein Stiefsohn – Vater Schweizer, hier geboren und aufwachsend – die schweizerische Staatsbürgerschaft, wegen einer vor allem durch die SVP geführten gehässigen Kampagne, nur dank der Heirat mit mir zu einigemmassen vernünftigen Konditionen erhält. Ich gehe davon aus, dass Maurer genügend Einfühlungsvermögen hat, um zu verstehen, dass meine Frau das Resultat der obenerwähnten Abstimmung immer noch als Schlag ins Gesicht empfindet.

Andreas Indermühle, Liebefeld

Enttäuschter Thurgauer

Nr. 51/52 – «Das Pyjama war verschwitzt»; SVP-Nationalrat Hansjörg Walter im Gespräch mit Andreas Kunz

Als Thurgauer hat mich das Verhalten von Herrn Walter extrem enttäuscht. Er ist vom Thurgauer Stimmvolk nach Bern geschickt worden, damit er dort in erster Linie die Interessen des Kantons als auch diejenigen der Bauern vertritt. Als Bundesrat hätte er eine ausgezeichnete Plattform bestiegen. Frau Bundesrätin Eveline Widmer Schlumpf hat es vorgemacht. Sie scheute keine Opposition – ist also eine wunderbare Kämpferin. Die heutige Wirtschaftslage verlangt Kämpfernaturen oder solche, die auf die Jugend (in seinem Falle auf die Kinder) hören. *Beat Suter, Zürich*

Ernstzunehmender Konkurrent

Nr. 50 – «Nervbratze des Jahres»; Michael Rechsteiner über Bastien Girod

Vom *Rockstar Magazine* wurde Bastien Girod zum nervigsten Schweizer Prominenten des Jahres 2008 gewählt. Die *Weltwoche* widmet diesem Nicht-Event eine ganze Seite. Genüsslich wird es breitgetreten. Wie war es möglich, dass gerade Girod gekürt wurde, wo seine Konkurrenten doch Mike Shiva und Carl

Hirschmann hiessen? Dazu ist zu sagen, dass das *Rockstar Magazine* vor allem von Männern gelesen wird, die cool, leicht aggressiv und etwas unbeholfen sind, wenn es um Frauen geht. So hat sich Hirschmann, der fussballtechnisch mit zwei linken Beinen ausgestattet ist und mädchentechnisch in einer anderen Liga spielt, gleich selbst die rote Karte gezeigt. Shiva wiederum spielt zwar nicht in einer anderen Liga, dafür in einer anderen Sphäre. Diese ist immer positiv aufgeladen und kostet Fr. 4.50 pro Minute, Fr. 270.– pro Sternstunde – nach Abzug aller interstellaren negativen Einflüsse ungefähr ein Bundesratsgehalt. Da konnte eigentlich nur der gutaussehende «Gutmensch» Girod gewinnen. Denn dieser ist für jeden testosterongesteuerten *Rockstar-Magazine*-Leser ein ernstzunehmender Konkurrent. *Nathalie Weber, Zürich*

Ein köstlicher Beitrag – und punktgenau! Darf man weitere Beiträge dieses Autors erwarten?
Peter Liniger, Gentilino

Böser Onkel Disney

Nr. 50 – «Amerikas Trick»;

Daniele Muscionico über Walt Disney

Na so was! Nun wird also auch Disney zum bösen Onkel aus Amerika, der nach Europa auf Beutezug gehen muss, da die Neue Welt zu

Schöpferischem unfähig ist? Wie würde wohl Mozart darauf reagieren, wenn ihm seine sehr präzente Inspiration aus dem ottomanischen Reich als «Beutezug» vorgeworfen würde? Wäre gemäss Daniele Muscionico auch Klimt ein plumper Imitator, nachdem dieser sich an japanischer Kunst gelabt hatte, bevor er seine Meisterwerke schuf? Und Hitchcocks Anlehnungen an zeitgenössische Kunst für seine filmischen Bildkompositionen? Disney hat es in einzigartiger Weise vollbracht, Ästhetik, Spannung und Unterhaltung zur Vermittlung moralischer Werte und künstlerischer Standards mittels eines dazumals revolutionären Mediums zusammenzufügen. *Peter Rumpf, Genf*

Letzte Worte

Nr. 50 – «Schweizer Universalgenie»;

Philipp Gut über Albrecht von Haller

Albrecht von Haller, der als Begründer der Physiologie gilt, soll auf seinem Totenbett seinen Puls gefühlt und sein Leben beendet haben mit den Worten: «Il bat – bat – bat – plus ...» *Doris Safra, St.Gallen*

Weltwoche allgemein

Die *Weltwoche* war und ist immer noch die beste Zeitschrift der Schweiz. Kompliment und weiter so! *Urs W. Hug, Locarno*

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Korrigendum

Im Artikel «Neue Honigtöpfe» (*Weltwoche* Nr. 50/08) schrieb Silvio Borner, dass die Schweiz mit 0,2 Promille einen, am weltweiten Verbrauch gemessen, anteilmässig geringen CO₂-Ausstoss aufweise. Unglücklicherweise handelt es sich dabei um einen Schreibfehler, und der tatsächliche Wert ist zehnmal höher, was einen Anteil von 0,2 Prozent ergibt. Der Autor entschuldigt sich für seinen Fehler. Er bleibt hingegen bei der Aussage, dass die Schweiz als Klimagas-Produzent für das Klima irrelevant ist. *Die Redaktion*

NZZ
Intelligente Vielfalt



Welt, wie ist es dir
über Nacht ergangen?

Simple Antworten liefern viele. Wollen Sie den Tag gut informiert beginnen, bietet Ihnen die «*Neue Zürcher Zeitung*» authentische Korrespondentenberichte, kluge Analysen, klare Kommentare und spannende Reportagen. www.nzz.ch

Neue Zürcher Zeitung

Aktien, Babysitter, Gelassenheit

Es gibt ein Leben jenseits der Krise. Persönlichkeiten von Zürich bis Peking beantworten exklusiv die Frage, worauf wir uns 2009 trotzdem freuen können.

Hu Guoping, Strassenwischer, Peking — Was sagen Sie, weltweite Wirtschafts- und Finanzkrise? Nie gehört. Ich habe nur die Grundschule während der Grossen Proletarischen Kulturrevolution (1966–1976) besucht. Ich wische jetzt Strassen, eine Arbeit, die auch getan werden muss, und zwar richtig. Ich vertraue unserer Führung. Das Jahr 2009 wird ein gutes Jahr für China und also auch für meine Familie. Noch nie hatten wir einfachen Leute es so gut in China wie heute.

Konrad Hummler, Privatbankier Wegelin & Co. — Aktien? Ja. Allen Verlusten zum Trotz. Denn Aktien weisen, sobald sich der Weg aus der Krise auch nur ein wenig abzeichnet, mit



Erholungspotenzial: Bankier Hummler.

Abstand das grösste Erholungspotenzial auf. Wir sind nicht aus einem Zustand völlig überhitzter Aktienkurse in diese Krise eingetaucht, im Gegenteil. Die heutigen Bewertungen sind günstig, wenn nicht sogar sensationell tief. Es sei denn, der schlimmste Fall des Systemkollapses tritt ein. Dann allerdings ist ein sehr gut diversifiziertes Portefeuille von Realwerten in Form von Aktien enorm viel wert. Es war immer das Eigentum an Realwerten, das die grossen Katastrophen der Menschheitsgeschichte überlebt hat.

Christian Levrat, SP-Präsident — Der Blick auf das neue Jahr ist für mich immer erfreulich. Diesmal aber haben es Optimisten wie ich

besonders schwer. Wir steuern geradewegs auf eine Rezession zu, und das baden letztlich immer die Angestellten aus. Die SP hat schon vor langer Zeit vor den Folgen der Finanzkrise gewarnt; die Bürgerlichen haben gelacht. Heute lachen sie nicht mehr: Die bürgerlichen Parteien haben eine Kehrtwende gemacht und fordern ebenfalls dicke Konjunkturprogramme. Dieser Paradigmenwechsel ist die endgültige Bankrotterklärung der von CVP, FDP und SVP proklamierten Deregulierungspolitik. Möge diese Einsicht im neuen Jahr lange anhalten!

Milena Moser, Schriftstellerin — Als Erstes freue ich mich, dass das Jahr vorbei ist. Nicht weil es schlechter war als andere, aber das Jahresende drückt mir immer so auf die Laune. Zwischen Rückblick und Bilanz und guten Vorsätzen kommt man kaum zum Atmen. Ich freue mich also schon am 1. Januar, dass nicht mehr Silvester ist. Und dann freue ich mich darauf, dass mein Horoskop eintrifft, welches für 2009 durchgehend super ist, in allen einschlägigen Publikationen steht es: Alles wird gut, und auf allen Ebenen. Und, nein, das ist nicht jedes Jahr so. Diesmal dank Jupiter, glaube ich. Ich freue mich darauf, dass dieses wuchernde Ungetüm auf meinem Schreibtisch vielleicht einmal fertig und ein Roman wird. Ansonsten mache ich seit Jahren keine Pläne mehr. Es kommt ohnehin alles anders. Man kann nie wissen, was wird. Auch 2009 nicht. Und darauf freue ich mich.



Super Horoskop: Schriftstellerin Moser.

Matthias Hartmann, Künstlerischer Direktor des Schauspielhauses Zürich, ab Herbst Intendant am Wiener Burgtheater — Ich freue mich, dass ich auf meinem Umzug nach Wien nicht das ganze Gepäck mitnehmen muss. Im ganz grossen Koffer lasse ich das Missverständnis hier, dass man als Mitarbeiter eines Theaters dieses bestreiken darf. In Wien wird niemand auf die unsolidarische Idee kommen, innerhalb eines gegebenen Subventionsrahmens der Kunst etwas wegzunehmen, um damit die Kollegen aus der anderen Abteilung zu schädigen. Auch werden die Politiker dort so etwas niemals unterstützen. Ohne diesen Ballast neu anzusetzen, darauf freue ich mich.

Guido Westerwelle, Vorsitzender der FDP-Bundestagsfraktion — Am meisten freue ich mich auf neue Abrüstungsinitiativen. Veränderungen in der Weltpolitik machen dies möglich. In Russland beginnt Präsident Medwedew, aus dem Schatten seines Vorgängers zu treten. In den USA wird Barack Obama sein Amt antreten. Hierin liegt eine Chance, die gerade wir Europäer nutzen sollten. Amerikanische



Endlich Abrüstung: Politiker Westerwelle.

Raketen in Tschechien und Polen, die als Privatangelegenheit der betroffenen Staaten behandelt werden, gefährden die Sicherheit unseres Kontinents. Neue russische Raketen in Kaliningrad sind die offenkundige Reaktion. Die Gefahr einer Aufrüstungsspirale direkt vor unserer Haustür ist real. Es gehörte stets zu

den besten deutschen und europäischen Traditionen, solchen Aufrüstungsspiralen mit eigenen Initiativen zur Abrüstung entgegenzutreten. Wir Liberalen werden an diese Tradition anknüpfen und Abrüstung wieder zu einem Schwerpunkt deutscher Aussenpolitik machen, wenn die Wähler uns Regierungsverantwortung übertragen. Dass Obama vor einem halben Jahr in seiner Berliner Rede zwei Mal die Vision einer nuklearwaffenfreien Welt beschworen hat, ist ein hoffnungsvolles Zeichen für 2009.

Tim Guldemann, Diplomat — Diese Krise hat historische Dimensionen. Grundsätzliches ist in Gefahr: Schon in den vergangenen Wachstumswahren hat sich die soziale Schere geöffnet; die Verteilungskämpfe der kommenden Stagflation werden die soziale Solidarität noch mehr untergraben. In der Schweiz haben wir vergessen, dass 1933 in Deutschland kausal auf 1929 folgte. Vor zwei Jahren ist der zuvor anhaltende Trend von weltweit mehr Demokratie und Freiheit ins Negative gekippt. Wenn die Weltwirtschaft unter westlicher Führung aus den Fugen gerät, wird die übrige Welt unsere abendländischen Werte noch weniger respektieren. Völkerrecht und Menschenrechte nehmen Schaden. Pessimismus ist angesagt. Wo aber liegen die Chancen? Konjunkturauguren werfen das Handtuch. Experten verlieren die Glaubwürdigkeit. Die Liberalen werden kleinlaut und die Sozialisten pragmatisch. Die Ratlosigkeit im politischen Alltagsgeschäft hat die Banalität eingübter Politikmuster entlarvt und ruft nach einer tiefeschürfenden Debatte. Die Krise hat etablierte Wahrheiten und respektierte Positionen abgeräumt. Die seit 1989 verdrängten Grundsatzfragen der Politik, um die sich einst Liberalismus und Sozialismus lange gestritten haben, liegen wieder auf dem Tisch. Gefragt sind Visionen. Die Bühne ist frei. In der Krise schaut zwar jeder für sich, auch die Regierungen. Aber die gegenseitige Abhängigkeit in der Globalisierung verbaut den Rückzug in die Abschottung. Von der Realität der globalen Schicksalsgemeinschaft, die im Klimawandel viele nicht wahrhaben wollen, kann sich heute niemand mehr abmelden. Die Märkte bestrafen schneller als das Klima und erzwingen eine neue globale Verständigung. Amerika wird's nicht richten. Obama wird die in ihn gesetzten Hoffnungen enttäuschen, weil der Verschuldung zum Stopfen der Budget- und der Zahlungsbilanzdefizite Grenzen gesetzt sind. Das wird Europa dazu drängen, sich endlich im transatlantischen Verhältnis zu emanzipieren. Die Schweiz ist keine Insel im Sturm. Die Vollkaskopolice ist abgelaufen. Der Pragmatismus der Abgrenzler hat uns zur Zielscheibe europäischer Schuldzuweisung gemacht. Wir müssen uns einbringen. Im 19. Jahrhundert war die Schweiz visionär, warum kann sie es nicht wieder werden?

Dieter Meier, Künstler, Unternehmer — Ich freue mich auf jeden Tag, den ich in der zufälligen und unwichtigen irdischen Hülle des Herrn Meier auf dem marginalen Staubkorn



Lächelnder Abschied: Unternehmer Meier.

Erde verbringen darf, und hoffe, um diejenige Erfahrung reicher zu werden, die es mir erlaubt, mich zu gegebenem Zeitpunkt lächelnd zu verabschieden. Bis dahin freue ich mich auf jede Minute, die ich mit der Familie verbringe.

Miriam Meckel, Direktorin am Institut für Medien- und Kommunikationsmanagement der Universität St. Gallen — Zu jedem Jahreswechsel stelle ich mir die Frage: Habe ich im vergangenen Jahr den richtigen Ton getroffen mit dem, was ich getan, gesprochen und geschrieben habe. Für das Jahr 2009 werde ich mir diese Frage viel konkreter stellen: Ich werde mir ein Klavier kaufen und es wagen, an meine frühen Klaviererfahrungen anzuknüpfen: mit dem Notenbüchlein für Anna Magdalena Bach. Wenn ich da den richtigen Ton treffe, wird das Jahr 2009 ein wunderbares Jahr.

Sandra Studer, TV-Moderatorin — Ich feiere im Februar einen runden Geburtstag und lasse mich in Form von Babysitter-Einsätzen beschenken. Wenn alles klappt, kann ich endlich einmal wieder mit meinem Mann alleine ein *Reisli* unternehmen. Am liebsten möchte ich auf den Malediven *s tote Männli* machen, zwanzig Bücher lesen und unter Wasser die fehlenden Dezibel geniessen.

Markus Kavka, Autor und TV-Moderator — 2009 wird das Jahr sein, in dem ich versuchen werde, Unmögliches möglich zu machen. Ich freue mich also darauf, fließend Spanisch, Italienisch, Portugiesisch, Schwedisch, Tschechisch und Französisch sprechen zu lernen,

einen Roman zu schreiben, das «Aktuelle Sportstudio» zu moderieren, tausend Bücher zu lesen und noch mal fünfzehn Zentimeter zu wachsen. Möglicherweise wird das Jahr 2009 für all das nicht reichen. Ich freu mich trotzdem drauf.

Rainer Schaper, Abteilungsleiter Kultur SF — Krise ist immer und überall, so weit, so schlecht – und so bekannt. Im Jahr 2009 aber soll es ganz schlimm kommen. Fast schon ironisch wirkt es da, dem Aufruf, einmal entschlossen vom Guten zu berichten, Folge zu leisten. Und das auch noch gern. Also: Gelassenheit würde ich mir persönlich wünschen und die Fähigkeit, Freude zu empfinden, sie an andere weiterzugeben. Dazu natürlich Freude an der gemeinsamen Arbeit im weiten Feld der Kultur. Und Genuss, ja, auch den Genuss nicht zu verlieren. Nach der «Traviata im Hauptbahnhof» freue ich mich auf unseren nächsten grossen Kulturevent, auf die neue Kinosenkung mit Monika Schärer oder den neuen Auftritt des «Klanghotels». Gutes tun ohne neues Geld und grosses Lamento, das ist doch schon mehr als ein Grund zur Zuversicht.

Toni Brunner, SVP-Präsident — Wenn Freude herrscht, kommt das selten einfach so von selbst. Denn: Von nichts kommt nichts. Als Bauer sage ich: Wer ernten will, muss zuerst pflügen und säen. So ist es auch mit der Freude im Jahr 2009. Wir müssen sie uns erarbeiten –



Pflügen und säen: SVP-Präsident Brunner.

jeder auf seine Art, mit seinen Ideen, mit seinem Einsatz. Staatliche Volkszwangsbeglückung funktioniert nicht. Darum setze ich mich dafür ein, dass unsere Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung freiheitlich bleibt, damit die Bürgerinnen und Bürger auch in Zukunft genügend Spielraum haben, nach ihrem per-

Gute Vorsätze

Mehr lächeln, nicht lächeln

1. Wenn Sie ein Mann sind: Mehr lächeln. Weil es Sie attraktiver (und vergnügter) macht. Siehe George Clooney.
2. Wenn Sie eine Frau sind: Nicht lächeln, wenn Sie keinen guten Grund haben. Weil Sie kein Lächelautomat sind. Oder finden Sie Katie Holmes aufregender als Kate Moss?
3. Schöne Unterwäsche tragen. Vor allem, wenn Sie schon länger fest liiert sind. Gilt unbedingt auch für Männer. Ausgedünnte Jockeys oder Calvin Kleins? Sparen Sie auch in der Rezession nicht an wichtigen Orten.
4. Mindestens ein Buch kaufen und lesen, das weder Ratgeber ist noch der Fortbildung dient. Der Bestseller-Liste trauen oder dem Klappentext. Weil man sehr viel schneller langweilig wird, als man glaubt, wenn man nicht mehr in fremde Welten abtaucht.
5. Die geliebte Ramsch-Schublade entrümpeln. Nicht der Ordnung halber. In Ramsch-Schubladen muss Chaos herrschen. Aber Sie brauchen Platz für den Ramsch, den wegzuschmeissen Sie 2009 nicht übers Herz bringen werden. Entsorgen Sie die RAM-Disketten, und die Kaffeerahmdeckelsammlung muss auch weg.
6. Testament machen. Weil auch die ärmste Kirchenmaus etwas zu hinterlassen hat, das jemanden freut. Und weil es die freundlichstmögliche Art ist, Ihre Sterblichkeit zur Kenntnis zu nehmen.
7. Wieder einmal einen Text von Hand schreiben. Weil Handschriften von Erwachsenen, die nur noch in Tastaturen tippen, nach ein paar Jahren aussehen wie die von Sechstklässlern.
8. Freunde bekochen. Weil Betty Bossis geschätzte Angebote auf die eigenen Kochtalente dieselbe infantilisierende Wirkung haben wie Tastaturen auf die Handschrift: Plötzlich kann man nur noch Hörnli mit Apfelmus. Kochen ist nicht Velofahren und nicht Geschlechtsverkehr. Man verlernt es.
9. Einen Blumenstraus im Monat kaufen für jemanden, der nicht mit Ihnen lebt und/oder nicht Ihr heimliches Verhältnis ist. Weil Sie staunen werden, was das anrichtet.
10. Vorsätze vergessen wie ordentlich oder pünktlich werden, abnehmen, mit dem Rauchen und Paffen aufhören, weniger trinken, ein netterer Mensch sein. Wenn Sie nicht bereits damit angefangen haben, bringt der Vorsatz nichts als Versagergefühle.

Beatrice Schlag

sönlichen Glück zu streben. Allein der Umstand, dass wir in der Schweiz diese Möglichkeit haben, ist Grund zur Freude.

Hu Jintao, Staats- und Parteichef Chinas — Stabiles, gesundes Wachstum ist unser Ziel. Natürlich gibt es Schwierigkeiten, sowohl aus dem Aus- wie aus dem Inland, aber wir in China müssen uns der grossen Möglichkeiten und der exzellenten Bedingungen bewusst sein.

Philippe Gaydoul, Chef der Gaydoul Group — Die günstigeren Rohstoffpreise und die Zustimmung des Parlaments zu Parallelimpor-



Sinkendes Preisniveau: Unternehmer Gaydoul.

ten geben mir die Zuversicht, dass das allgemeine Preisniveau im Detailhandel in der Schweiz in absehbarer Zeit um zehn bis zwanzig Prozent sinkt.

Pius Walker, Werber — Wir bekommen wieder ein neues Jahr geschenkt. Und im Gegensatz zu dem gutgemeinten Eierkocher möchten wir dieses Geschenk nicht umtauschen. Oder würden Sie gerne ab 2009 das Leben eines anderen leben, wenn Sie es mit allen Konsequenzen annehmen und Ihr eigenes komplett abgeben müssten? Wären Sie gerne Barack Obama, wenn Sie dafür Ihr privates Mobiltelefon und den geliebten Sonntagmorgen im Bett aufgeben müssten? Oder Carla Bruni, wenn Sie damit eines Morgens Ihre Brüste auf den Einkaufstaschen einer Bekleidungsfirma vorfänden? Die Antwort ist: Nein. Weil unser eigenes Leben schön ist. Weil es ein unglaubliches Geschenk ist. Aber schätzen wir dieses Geschenk noch so, wie es beispielsweise Kinder tun? Wir machen unsere Freude an dem Geschenk plötzlich abhängig von unserer Finanzlage oder einem Karriereschritt. Und beklagen damit auf einmal das Risiko, uns beim Öffnen

des Geschenks an der Geschenkpapierkante in die Finger zu schneiden. Freuen wir uns also auf das grösste Geschenk, das wir bekommen werden: unser Leben und die Tatsache, dass wir es jeden Tag selber bestimmen können.

Pipilotti Rist, Künstlerin — Wir können uns auf die Möglichkeit freuen, einander zur Begrüssung am kleinen Finger zu saugen, für fünf Sekunden jeweils. Es wäre machbar, zusammen im Tram zu singen. Wir können uns freuen, dass Tellerausschlecken aus ökologischen Gründen genehm wird. Es wird denkbar, dass ich wieder Unterhosen trage. Wir können uns auf die Milde unserer Freundinnen freuen, sich selbst und uns gegenüber. Wir können uns auf den Wagemut von «Cuisine sans frontières» und «Reporter ohne Grenzen» und des neuen amerikanischen Umweltministers freuen. Wir können uns über die Freiheit freuen, nach fünfzehn Minuten Sitzung um den Tisch herumrennen zu dürfen.

Christoph Brand, CEO von Sunrise — Wir sollten bereit sein, alte Zöpfe abzuschneiden und auf mehr Wettbewerb zu vertrauen, wenn dieser der Wohlfahrt des Menschen dient. Wichtig ist, dass wir bereit sind, unseren Verstand zu benutzen und dann zu handeln, frei nach Kleist: Ein frei denkender Mensch bleibt nicht da stehen, wo der Zufall ihn hinstösst.

Peter Gut, Karikaturist — Natürlich freue ich mich auf Ueli Maurer. Beinahe so fest wie auf den neuen amerikanischen Präsidenten. Beiden ist eine ausgeprägte untere Gesichtshälfte eigen. Barack Obama habe ich erst einmal gezeichnet, und ich muss sagen, es war gut, nach dieser Zeichnung fing auch ich an, an ihn zu glauben. Der neue Bundesrat ist kein Einsteigermodell, eher etwas für Fortgeschrittene. Vor Jahren hatte ich noch Hemmungen, bei ihm so richtig hinzulangen. Der war ja schon so etwas wie eine Karikatur. Heute, da auch meine Gesichtszüge langsam am Entgleisen sind und die Wesenszüge – na ja. Die Toleranz ist grösser und die Hornhaut dicker geworden.

Barbara Artmann, Inhaberin von Künzli Swiss Schuh AG — Im Jahr 2008 fand viel Unmoralisches sein Ende: Shareholder-Value als Inbegriff für Profitmaximierung ohne Verantwortungsbewusstsein hat ausgedient. Wir lernen jetzt: Wer nicht verantwortungsbewusst handelt, den bestraft das Leben.

Kai Diekmann, Chefredaktor von Bild — Geht die Meisterschale 2009 ins Fussballdorf Hoffenheim? Wird Deutschland beim Grand Prix Eurovision wieder nur Letzter? Beschert uns Knut lauter kleine Eisbären? Nur Berufsoptimisten können diese Fragen an den Anfang eines Jahresausblicks stellen. Für alle anderen steht dort ein einziger Begriff, der schon jetzt

gute Chancen auf das «Unwort des Jahres» 2009 hat: Finanzkrise. Alles, was wir darüber wissen, ist, dass wir längst noch nicht alles darüber wissen. Vertrauen die deutschen Wähler bei fünf Landtagswahlen und einer Bundestagswahl auf die bewährten Parteien, oder folgen sie den falschen Versprechen der Linkspartei? Feiern wir die Errungenschaften «60 Jahre Bundesrepublik» und «20 Jahre Mauerfall», oder versinkt unsere Euphorie im Finanzmorast? Heisst Amerikas Aussenpolitik unter Barack Obama wieder Diplomatie, oder konzentrieren sich die Vereinigten Staaten lieber auf sich selbst? Verlieren «nur» Investmentbanker ihre Jobs, oder reisst der Dominoeffekt Millionen andere Arbeitsplätze mit sich? Die Antworten stehen, Gott sei Dank, noch nicht fest – und darin liegt meine Zuversicht. Der Schriftsteller Carl Zuckmayer hat es einmal so formuliert: «Die Welt wird nie gut, aber sie könnte besser werden.»

Margrit Zopfi, ehemalige Controllerin im Zürcher Sozialdepartement — Ich bin wohl einer der ungeeignetsten Menschen in der Schweiz, um mit Freude auf die Dinge, die da kommen sollen, zu reagieren. Als fristlos entlassene Mitarbeiterin des Sozialdepartements habe ich noch immer keinen neuen Job gefunden. Dennoch halte ich es mit meinem Lieblingsfabeltier: dem optimistischen Frosch, der in einen Topf voller Sahne fällt und so lange strampelt, bis die Sahne zu Butter geworden ist und er lustig von dannen springt.

Valentin Landmann, Rechtsanwalt und Autor — Ich freue mich auf das nächste Jahr mit all seiner Vielfalt: auf gebratene Ente, kaltes Wasser (ich liebe kaltes Wasser), Engel und Motorräder, Ober-, Halb- und Unterwelt – und auf meine schönen Uhren, mit denen ich vor Gericht so gern spiele, wenn die Gegenpartei plädiert.

Jimmy Hofer, Musiker, Chef der Broncos, Bern — Wenn jemand sich als Bewohner des Paradieses auf Erden bezeichnen darf, dann wir Schweizer. Echte Probleme kennen wir höchstens aus der «Tagesschau». Trauern wir nicht den verlorenen Werten auf den Geldpapieren nach, sondern freuen wir uns an den geheizten Zügen und Bahnhöfen und an unseren prall gefüllten Warenhäusern und Einkaufstempeln. Wir sollten darauf achten, dass wir das Geld beherrschen – und nicht das Geld uns. Tugenden wie Ehrlichkeit, Pünktlichkeit und Zuverlässigkeit müssen wieder etwas zählen.

Alexander von Schönburg, Autor — Ich freue mich darauf, dass angesichts wirklich ernsthafter Probleme «Themen» wie Klimawandel aufs angenehmste in den Hintergrund rücken.

Xiao Liu, Schüler, Peking — Mein Papa hat mir fürs Frühlingsfest [chinesisches Neujahr,

26. Januar] als Geschenk einen kleinen Hund versprochen. Vor lauter Erwartung kann ich schon jetzt fast nicht mehr schlafen.

Dianne Brill, Gründerin von Dianne Brill Cosmetics — 2009 möchte ich die Erste sein, die die «The Crisis is over»-T-Shirts produziert und vor allen anderen in die Läden bringt.



Neues T-Shirt: Unternehmerin Brill.

Rainer Hank, Wirtschaftschef der Frankfurter Allgemeinen Sonntagszeitung — Jubiläen sind meist lästig und langweilig. Doch zuweilen schickt der Himmel ein Gedenkjahr zur rechten Zeit. Das Jahr 2009 ist so ein Glücksfall. Charles Darwin wurde vor 200 Jahren geboren, und vor genau 150 Jahren erschien seine bahnbrechende Schrift «The Origin of Species». Variation, Selektion und Bewahrung heissen auch die Baugesetze der Geschichte und des Wettbewerbs, nicht nur die der Natur. Tatsächlich hat Darwin den Gedanken natürlicher Selektion von Adam Smith übernommen: Der Wettbewerb als sich selbst organisierende, spontane und dezentrale Ordnung wurde ursprünglich in der Welt des Sozialen erkannt. Dass nur die Fitten überleben, wird von den Gegnern des Wettbewerbs gerne verbreitet. Es ist nicht wahr: Häufig ist gerade ein Scheitern der Stimulus, es abermals und erfolgreich zu versuchen. Warum ich mich auf das Darwin-Jahr so sehr freue? Weil an den Feierstunden zu Ehren des grossen Briten auch jene Sozial- und Konjunkturingenieure dieser Welt teilnehmen werden, die jetzt die Märkte an die Kandare anmassender politischer Beamten legen wollen. Noch einmal lassen wir die Evolution nicht alleine, sagen die Neunmalklugen. Ob sie es besser hinkriegen werden?

Hannes Hug, Radiomoderator — Ich freue mich auf die positiven Aspekte der Krise, im

Sinne von Krise als Chance. Vermutlich wird die Krise zu mehr Pragmatismus und weniger Leerlauf führen, uns näher zusammenrücken lassen und da und dort erhöhte Risikobereitschaft zeitigen. All das kann uns nicht schaden – Optimismus übrigens auch nicht! Ausserdem freue ich mich auf stahlgrau-schmiergelbe Gewitterhimmel, den wilden Spargel, frische Morcheln, Frühkartoffeln und die tausend Lacher meiner Liebsten.

Barbara Frey, Regisseurin, ab Herbst 2008 Intendantin am Schauspielhaus Zürich — Worauf wir uns freuen können? Auf den Frühling. Ich hab's gern hell. Denn dann erst wird auch die Dunkelheit wieder spannend.

Bligg, Rapper — Ich freue mich auf die Konzerte meiner «0816»-Tour. Mit Spannung werde ich nicht nur Barack Obamas Amtsführung, sondern auch die immer grösser werdende Offenheit der Schweiz verfolgen. Meinem Team habe ich versprochen, dass ich mir eine Tätowierung am rechten Arm machen werde, wenn das «0816»-Album Gold-Status erreicht. Noch bevor ich einen Termin bei Filip Leu [Star-Tätowierer] buchen konnte, hatten wir Platin-Status erreicht. Jetzt muss ich wohl beide Arme tätowieren lassen.

Enzo Enea, Gartenarchitekt — Ich freue mich sehr, dass der Kanton Sankt Gallen bewilligt hat, dass wir nächstes Jahr in Rapperswil-Jona den Baumpark bauen können. Das wird einzigartig! Es soll ein Aussenpark entstehen, öffentlich zugänglich, der in verschiedene Räume aufgeteilt sein wird. Der einzelne Baum soll in seiner Form und Textur wie ein Objekt wirken, wie man das noch nie gesehen hat. Wir werden rund 2000 Bäume pflanzen.

Dieter Hallervorden, Komiker, Schauspieler — In den kommenden Monaten werde ich allen Warnungen zum Trotz meine ganze Kraft und einen nicht unerheblichen Teil meiner Ersparnisse dafür einsetzen, das traditionsreiche Berliner Schlosspark-Theater, in dem Beckett einst sein «Warten auf Godot» inszenierte, wieder aus seinem Dornröschenschlaf zu erwecken. In einer Zeit, in der Theater geschlossen werden, setze ich ein Zeichen für Neuanfang, Mut und Risikobereitschaft. Und während die meisten Männer in meinem Alter ihre Blumenrabatten pflegen oder versuchen, Segelboote in Weinflaschen zu stopfen, mache ich mich an die Realisierung eines neuen Kinofilms. Kurzum: Alle von Depression und Pessimismus Besessenen sollten sich folgendes Motto über ihren Arbeitsplatz hängen: «Immer mindestens einmal mehr aufstehen als hinfallen!»

Maxim Biller, Schriftsteller — Wenn alles genau so kommt, wie ich es will, erscheint im Herbst meine Autobiografie. Autobiografie –

Film

Turbo-Spektakel

Das sind die Kino-Highlights der Saison 2009.

Von *Wolfram Knorr*

Von der Wiederkehr des Immergleichen seufzte einst Nietzsche. Man mag ihm fast recht geben: In den fünfziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts wehrte sich die Kinobranche gegen die TV-Konkurrenz mit technischen Neuheiten wie 3-D, und siehe da: Jetzt ist es wieder so weit. Diesmal sitzt der Industrie nicht das Fernsehen im Nacken, sondern ein verstörend abnehmendes Interesse am Kino allgemein. Um der Lustlosigkeit entgegenzuwirken, wurde der neue alte 3-D-Kitzel wieder aufgegriffen – natürlich technisch weit fortgeschritten. Dreamworks schickt den Animationsfilm «Monsters vs. Aliens» auf die dreidimensionale Piste. Allerdings ist nicht jedes Kino für die neue Raumillusion ausgerüstet. Vermutlich noch einen Schritt weiter geht James Cameron, der einst mit «Titanic» einen Superseller landete. Für seinen Science-Fiction-Film «Avatar» entwickelte der Technik-Freak neue Digital- und stereoskope 3-D-Technik. Auch seine Manga-Verfilmung «Battle Angel Alita» ist für 3-D konzipiert.

Ridley Scott («Gladiator») will die Attraktivität anders steigern: Mit «Monopoly» nimmt er ein aktuelles Thema auf.

Auf Interesse dürfte «The Watchmen» stossen, eines der intelligentesten Comic-Epen, die kürzlich mit hohem Aufwand verfilmt wurden. Gleiches gilt für den vierten Terminator: «Terminator Salvation: The Future Begins», in dem Arnold Schwarzenegger einen holografischen Auftritt hat. J. J. Abrams, Schöpfer der TV-Serie «Lost», krallte sich «Star Trek» und wuchtete sie zu einem Kino-Hightech-Opus aus, das «Star Wars» endgültig in die Spielzeug-Rumpelkammer schickt.

Martin Scorsese griff sich den vertrackten Irrenhaus-Roman «The Shutter Island» von Dennis Lehane; das dürfte, wie Quentin Tarantinos Remake «Inglourious Basterds», ein Höhepunkt der Saison werden. Gemessen an solchen Turbo-Spektakeln, hat es der Schweizer Film nicht gerade einfach. Wenn schon, dann hat Michael Steiners «Sennentuntschi» das Potenzial zu einem eidgenössischen Highlight und die neue Arbeit von Bettina Oberli («Die Herbstzeitlosen»), die den bizarren Einödhof-Krimi «Tannöds» mit Julia Jentsch und Monica Bleibtreu verfilmt.

mit 48? Klaus Mann war Anfang 20, als er seine schrieb, «Kind dieser Zeit», und es war sein bestes, klügstes, verrücktestes Buch.

Mona Vetsch, SF-Moderatorin — Höchste Höhen und tiefste Tiefen freue ich mich zu erleben 2009 – und sie folgen rasch aufeinander: Den Falsettgesang von Antony and the Johnsons gibt's am 4. April im Kongresshaus Zürich, zwei Tage später dann die sonore Tiefseetaucherglocken-Stimme von Andrew Eldritch von The Sisters of Mercy. Diese Helden meiner Halbwüchsigkeit habe ich live immer irgend-



Helden der Jugend: Moderatorin Vetsch.

wie verpasst. Und ich werde am 6. April im «X-Tra» in Zürich wohl auch all die alten Kollegen wieder sehen, die sich seinerzeit den Sisters-Stern haben eintätowieren lassen.

Rainer M. Salzgeber, SF-Sportmoderator — Können wir der Krise davongaloppieren wie Christina Liebherr auf No Mercy? Können wir sie wegwischen im Stile der Curling-EM-Goldmedaillen-Gewinnerinnen um Mirjam Ott? Nein, so etwas schafft der Sport leider nicht. Er kann nur für lichte Momente sorgen im Dunkel. So wünsche ich mir für 2009 möglichst viele Schweizer Erfolge auf internationalem Sportparkett. Triumphe von Federer, Cuche, Käslin, Cancellara, und wie sie alle heissen – eine Hausse im Schweizer Selbstwertgefühl, das Gegenstück zur Baisse an der Börse.

Michael Steiner, Regisseur — Im Januar oder Februar 2009 gefriert der Zürichsee. Ganz Tausende von Menschen übersäen die Eisfläche wie weiland 1963. Ein Volksfest. Wir haben dies hiermit zuerst verkündet und werden darum auch am meisten daran verdienen. Wir, das sind mein Freund Beat Schlatter und ich. Wir müssen daran verdienen, weil wir schon im

Jahre 2003 aufgrund der Prophezeiungen der Muotathaler Wetterfrösche der festen Überzeugung waren, dass der See gefriert.

E. Y. Meyer, Schriftsteller — Persönlich freue ich mich darauf, dass ab Februar mein Roman «In Trubschachen» in der Pocket-Reihe des Lenos-Verlags wieder in der Originalausgabe greifbar sein wird. Für die Menschheit freue ich mich, dass es dank der Finanz- und Wirtschaftskrise, die für mich Teil einer Weltanschauungskrise ist, nicht weiterhin immer grössere Katastrophen braucht, bis die Zauberlehrlinge, die sich als «Master of the Universe» gefühlt haben, zur Einsicht gelangen, die Goethe einmal in den Satz fasste: «Alles, was unsern Geist befreit, ohne uns die Herrschaft über uns selbst zu geben, ist verderblich.»

Michael Michalsky, Modedesigner — Ich freue mich auf meine nächste Fashion-Show in Berlin Ende Januar. 2009 werde ich meinen Lifestyle entrümpeln und mich auf das Wesentliche konzentrieren.

Frank Baumann, TV-Produzent und Satiriker — Ich freue mich auf eine schlagkräftige Armee. Weil sich der Russe als Feindbild überholt hat, weiss niemand mehr, wie der Feind aussieht. Die Armee muss also viel schlagkräftiger sein, als wir Laien uns das vorstellen können. Deshalb wird die Frage wichtig sein: Was ist mit den Tieren? Für grössere Aufgaben hat man die Hundestaffeln; für Feinarbeit und Recherchen sollte man Wühlmäuse und Hamster einsetzen. Ich bin überzeugt, wenn die Schweiz dafür bekannt ist, dass in den Kasernen Unmengen von Kampfhamstern bereitstehen, ist der Dissuasionseffekt nicht mehr zu toppen.

Valentin Roschacher, Maler — Ich freue mich auf sehr verschiedene Dinge. Einerseits auf die beste Armee der Welt, die uns versprochen wurde. Andererseits auf die zwei Ausstellungen in Moskau und in Rom und auf die neuen Bilder und die Berge, die ich malen werde. Dann freue ich mich aber auch darauf, dass der ZSC in der nächsten Saison Meister wird und der FCZ hoffentlich den FC Basel besiegt.

Johann Schneider-Ammann, Unternehmer, Nationalrat FDP — Jetzt, wo wir drin sind, kann es nur besser werden! Diese fatalistische Haltung reicht nicht, aber sie hilft. Als Bergsteiger ist mir klar, dass gar nicht die schwierigen Passagen das Problem sind. Die Fehler macht man, wenn es einem zu wohl wird, wenn man sich zu sicher fühlt. Und weil diese Zeit fürs Erste vorbei ist, sind Leadership und viel Nüchternheit und Einsatz gefragt. Ich freue mich auf die Herausforderungen! Zu Weihnachten hat mir ein Unternehmerkollege geschrieben, dass es jetzt echte Shareholder brauche. Solche, die teilen und halten, ja sogar durch-

halten können und wollen. Die echten Piloten werden rasch erkannt werden. Firmenstrategien werden sich jetzt als richtig oder falsch erweisen. Umzusetzen sind sie mit grösster Flexibilität. Je näher am Markt, desto besser!

Wolfgang Joop, Modeunternehmer — Ich hoffe auf eine neue Euphorie 2009 nach der Depression Ende 2008. Wahrscheinlich kommt sie Ende 2009 aus Amerika zu uns herüber.

Gölä, Rockmusiker — Eigentlich sollte ich hier aufschreiben, auf was ich mich 2009 am meisten freue, aber da ich keinen blassen Schimmer habe, was im neuen Jahr alles auf uns zukommen wird, schreibe ich, was ich mir wünsche: dass wir aufhören zu jammern, nur weil wir vergessen haben, wie gut es uns geht. «Sag nie etwas Böses über einen Menschen, wenn du es nicht genau weisst – und wenn du es genau weisst, dann frage dich: Warum erzähle ich es?» So beginnt der Frieden! In diesem Sinne wünsche ich der ganzen Welt ein möglichst glückliches 2009.



Viel Glück: Musiker Gölä.

Wang Caiqing, Computerspezialist (*Wang hat am Glückstag des 8. August 2008 in Peking seine Jugendliebe Moli geheiratet – so wie es 16 339 andere chinesische Paare taten*) — Wir freuen uns auf unser Kind, das Mitte Mai auf die Welt kommen wird. Ob Knabe oder Mädchen, das spielt für uns überhaupt keine Rolle. Ich weiss, im Westen sagen alle, ein Knabe sei für die Chinesen das Wichtigste. Das mag für meine Eltern zugetroffen haben und wird für Bauern wohl noch immer gelten. Aber ich und meine Frau Moli werden mit einem Mädchen genauso glücklich sein wie mit einem Knaben, denn es wird unser einziges Kind sein. Wir werden es deshalb als Liebstes auf unsern Händen tragen.

Literatur

Im Minimum ein Meisterwerk

Sechs Bücher des kommenden Bücherjahres, mit denen Leser auf der sicheren Seite sind. *Von Markus Gasser und Julian Schütt*

Das Jahr 2009 kennt keine Krise, zumindest nicht auf dem Kontinent der Literatur. Es wird eröffnet von einem Werk, das jedes Untergangsgerede bravourös zuschanden schreibt: Eben noch hiess es, Daniel Kehlmann werde nach dem 1,5-Millionen-Coup seiner «Vermessung der Welt» kaum mehr Vergleichbares zustande bringen. Doch diese Meldung war – wie Mark Twain über die voreilige Nachricht von seinem Ableben sagte – «mal wieder etwas übertrieben»: Spätestens wenn sich die todgeweihte Rosalie in Kehlmanns Romanwunder «Ruhm» (Rowohlt, erscheint im Januar) bei ihrem Autor darüber beschwert, allein dafür erschaffen worden zu sein, an Krebs zu sterben, fährt ein Sturmwind durch die immergraue Flora der deutschen Gegenwartsliteratur.

Die stilistisch brilliantesten Passagen des Jahres indes werden in Salman Rushdies Roman «The Enchantress of Florence» (unter dem kitschklebrigen Titel «Die bezaubernde Florentinerin» im März bei Rowohlt) zu lesen sein. Rushdie muss die Jury des Booker-Preises 2008 derart eingeschüchtert haben, dass sie sein rigoros eigensinniges Buch über Orient und Okzident kurzerhand aus der Vorauswahl strich.

Die Supernova des Jahres

Just wenn im Herbst das Nobelpreiskomitee die Öffentlichkeit mit einer neuen pompösen Fehlentscheidung unterhalten wird, erscheint die Supernova des Jahres (bei Hanser): Roberto Bolaños Roman «2666». Wie Borges, Nabokov, Proust, Kafka und er selbst in Personalunion war der inzwischen verstorbene Bolaño von dem Ehrgeiz getrieben, ein «Buch der Bücher» zu verfassen, mit eiserner Energie im Angesicht des Todes und dennoch träumerischer Konzentration. Eine Gruppe Germanisten jagt einen gottgleichen deutschen Romancier, Mexiko einen Serienkiller – und Bolaño hat Kapitel geschaffen, bei denen selbst Engel den Atem anhalten. In «2666» geht die Welt im Jahr 2666 unter, und nur ein menschliches Wesen wird, Bolaño zufolge, das Schauspiel bewundern dürfen: Kafka. Von einer schmiedeeisernen Parkbank nahe Wall Street aus bedauert Bolaños Kafka, dass so viel geredet wurde.

Bis zum nächsten Herbst und dem von Roberto Bolaño heraufbeschworenen Welt-

untergang dauert es allerdings noch eine Ewigkeit: Überbrücken lässt sich die Zeit mit der Proust-Biografie von Jean-Yves Tadié (Suhrkamp). Ein Monument von Buch, das 2009 zu einem der treuesten Begleiter werden könnte. Für Tadié ist die eigentliche Biografie eines Schriftstellers die Biografie seines Werks. Und die beste Einladung, dieses endlich zu lesen. Ein vielversprechender Ansatz, nachdem die unerträglichen medialen Vierteljahrsschwärmerien der Proust-Gemeinde einem zuletzt erfolgreich den Heroen verleidet haben. Dieselbe galgenhumoristische Gelassenheit, die Marcel Prousts Prosa durchzieht, adelt Tadiés Biografie.

Der alljährliche Philip-Roth-Roman – seit drei Jahren eine schöne Gewohnheit, die hoffentlich noch lange andauert. Nach «Jedermann» und «Exit Ghost» erscheint Anfang Februar 2009 bei Hanser «Empörung». Für einmal ist der Protagonist kein gezeichneter, alternder, aber gegen das Alter und Sterben aufbegehrender Mann. Der 19-jährige Student Marcus Messner hat an sich noch das ganze Leben vor sich, und doch ändert sich dieses für immer und ist am Ende des Buches bereits zu Ende. Die Story spielt, wie stets bei Roth, während einer schwierigen, dunklen Phase der amerikanischen Zeitgeschichte, nämlich des Koreakriegs. Einmal mehr lässt sich ein herrlich ökonomischer und souveräner Erzähler bewundern.

Über keine 2009er Publikation eines Schweizer Schriftstellers wird schon so intensiv spekuliert wie über Hugo Loetschers neues Buch, obwohl noch nicht einmal der Titel bekannt ist. Rechtzeitig zum 80. Geburtstag des Autors am 22. Dezember 2009 soll es bei Diogenes herauskommen. Autobiografisch brisant wird's, munkeln die einen, doch von Hugo Loetscher ist gewiss keine platte Selbstpreisgabe zu erwarten. Andere reden bereits von einem grossen Gesellschaftspanorama, doch der berüchtigte geile Drang nach dem grossen Ganzen war Loetschers Sache nie.

Das neue Buch wird gewiss beides sein und vieles mehr. Hugo Loetschers Fantasie dürfte sich wie immer an konkreten Einzelheiten entzünden, an Begriffen und Szenen. Daraus wird dann, wir zweifeln überhaupt nicht daran, im Minimum ein Meisterwerk.

«Rückkehr der Vernunft»

Jörg Wolle, Chef des äusserst erfolgreichen Schweizer Unternehmens DKSH, über gute Nachrichten in der Wirtschaftskrise, die Stärken Asiens und die Lehren aus der Finanzmisere.
Von René Lüchinger und Roger Köppel

Sie wurden in der DDR geboren, sind auf abenteuerliche Weise aus dem Land geflohen und führen mit grossem Erfolg einen multinationalen Schweizer Konzern, der seit 150 Jahren vor allem in Asien etabliert ist. Jetzt sind Sie Schweizer geworden. Warum?

Die Schweiz ist seit nunmehr 13 Jahren geschäftlich und privat meine Homebase. Meine Tochter ist hier geboren. Deshalb freue ich mich sehr, nebst dem deutschen nun auch den Schweizer Pass zu besitzen.

Was sind die grössten Stärken der Schweiz?

Unternehmertum und Pragmatismus. Schweizer haben eine eigene Meinung und vertreten diese auch, haben eine Abneigung gegen überbordende Bürokratie und übertriebene Steuern. Sie sind international und gleichzeitig verwurzelt.

Die grössten Schwächen?

Es gibt zu viel voreilenden Gehorsam. Man könnte, basierend auf den Stärken, selbstbewusster auftreten. Politisch arbeitet man den Nachbarn oft zu emsig entgegen. Oft haben die Schweizer neue Regeln bereits eingeführt, währenddem andere noch darüber debattieren.

Sie haben vor zwei Jahren bei einer Rede vor der Zürcher Volkswirtschaftlichen Gesellschaft gesagt, Europa müsse aufpassen, wirtschaftlich nicht den Anschluss an Asien zu verlieren. Wo stehen wir heute?

Die Dinge sind in Bewegung. Ein persönlicher Gradmesser zeigt aber, dass es unserer Firma heute wieder leichter fällt, eine junge Generation von Schweizern zu finden, die ins Ausland gehen wollen.

Weltwirtschaft: Man spricht von einer historischen Krise. Wie ist die aktuelle Lage?

Die Lage ist schwierig und geprägt von einer extremen Verunsicherung. Persönlich habe ich allerdings schon Schlimmeres erlebt. In der Asienkrise 1997 wurden ganze Volkswirtschaften von den Finanzströmen abgeschnitten. Damit brach vorübergehend auch die Versorgung der realen Wirtschaft mit Liquidität zusammen. Der kleine Mann konnte nicht mehr in seinen Quartierladen gehen, weil dieser über Nacht geschlossen worden war. Das heisst, die Krise schlug voll auf den Alltag durch.

Was werden heute die Folgen sein?

In der aktuellen Lage sind allgemeine Voraussagen bereits morgen überholt.

Wie erleben Sie die Krise konkret in Ihrer Firma?



«Eine Renaissance des Common Sense»: DKSH-Chef Jörg Wolle, 51.

Wir sind seit fast 150 Jahren in Asien, haben den Aufstieg und den Zerfall von Weltreichen, eine Weltwirtschaftskrise und zwei Weltkriege erlebt. Da relativiert sich einiges. Zudem: Unser Management ist krisenerprobt. Wir haben auch schlechte Zeiten gemeistert. Manche Unternehmen leiden heute daran, dass sie von Managern geführt werden, die nur die Wachstumsperioden der letzten zehn Jahre kennen. Unsere 70 Topleute haben kürzlich anlässlich einer Managementkonferenz in Bangkok die Parole ausgegeben: «Wir haben uns entschieden, nicht an der Rezession teilzunehmen.» Wir wissen ja: Der Aufschwung beginnt im Kopf.

Trotzdem erreichen uns täglich Hiobsbotschaften. Milliardenvermögen verdampfen, Banker begehen Selbstmord. Finanzinstitute, die man für solide hielt, streichen die Segel. Wie beurteilen Sie das?

In der Finanzindustrie ereignet sich Dramatisches, aber sie ist nur ein Teil der Wirtschaft. Exzessive Übertreibungen gehören nun der Vergangenheit an. Das reale, echte Schaffen wird wieder belohnt. Unsere Firma wird voraussichtlich dieses Jahr wiederum mit einem Spitzenergebnis abschliessen. Im Luxusgüterbereich spürt man die Krise bereits massiv. Die Bereiche Konsumgüter, Pharma und Spezialrohstoffe verhalten sich bisher stabil. Mit Ausnahme der Automobilindustrie floriert auch der Technologiesektor. Das Weltuntergangsszenario sehe ich so nicht. Wir stellen uns mental gegen die Rezession ein.

Was ist die beste Nachricht der letzten Zeit?

Das Pendel hat zu weit ausgeschlagen und kommt nun zurück in Richtung Realindustrie. Finanzbetrüger wie Madoff sind Sumpfb Blüten der Hochkonjunktur. Überall fanden Bereinigungen statt, und die Blasen sind geplatzt. Wir sind auf Expansionskurs, und hier kommt uns nun zugute, dass die Preise für potenzielle Akquisitionen sinken, dass preistreibende Private-Equity-Hype der letzten Jahre weitgehend vorbei ist. Wir erleben eine Renaissance des Common Sense.

Wie schlägt sich die Krise in Asien nieder?

Die Leute in diesen Ländern sind hungrig, wissbegierig, arbeiten hart und viel, jammern nicht. Sie wollen unseren Lebensstandard erreichen. Dieser dominierende Wunsch wird durch die Krise eher noch verstärkt. Zudem hat sich in China eine Mittelschicht von 200 Millionen Menschen gebildet, die innere Wachstumsdynamik und der Wettbewerb sind beträchtlich, ohne dass es den Westen als Ansporn überhaupt braucht. Deshalb sehe ich die weitere Entwicklung in Asien sehr positiv. Die Krise wird sie auch treffen, aber weniger hart als den Westen.

Was ist charakteristisch für die asiatische Geschäftskultur?

Wer in Europa die Zeitung aufschlägt, bekommt den Eindruck, Asien bestehe nur aus China. Unser Asien ist jedoch extrem vielfältig. Die Japaner setzen auf Vertrauen. Hier ist ein Handschlag noch ein Handschlag. Wir arbeiten mit vielen Geschäftspartnern in Japan seit Jahrzehnten ohne Verträge, und es funktioniert. Bei den Chinesen hingegen müssen Sie sich darauf einstellen, dass ein unterschriebener Vertrag noch mindestens zweimal nachverhandelt wird. Singapur wiederum ist perfekt durchstrukturiert und effizient. Dagegen wirken die lebenslustigen Filipinos wie Südamerikaner, die aus Versen auf einer Pazifikinsel gelandet sind.

Sind uns die Chinesen mentalitätsmässig überlegen?

Die Chinesen sind in vielem pragmatischer und gleichsam gelassener. Als Händler sind sie unschlagbar, und gleichzeitig denken sie viel langfristiger als wir Europäer.

Und Vietnam?

Die Vietnamesen sind von Kampfgeist be-seelt. In der Führungsriege fehlt es noch am Pragmatismus der Chinesen, aber die Leute haben enorme Durchbeisserqualitäten, den Willen, sich auch von grössten Widrigkeiten nicht einschüchtern zu lassen.

Gibt es einen Minderwertigkeitskomplex gegenüber dem Westen? Sind Narben des Kolonialismus spürbar?

Das sehe ich weniger. Die Chinesen spüren vielleicht noch Phantomschmerz, bauen bereits wieder an ihrer imperialen Grösse. Die Japaner sehen sich immer noch als Weltmacht. Bei ihnen beeindruckt mich ihr Tüftlergeist, das geniale Ingenieurswesen. Die Europäer sind kein Feindbild. Besonders geschätzt wird überall die Schweiz. Al-

lerdings hört man da und dort bereits erste Mahnungen: Die Schweiz darf sich nicht auf dem Erreichten ausruhen, sonst verliert sie den Anschluss und wird möglicherweise zum Freiluftmuseum für Touristen.

Wie kann ein westlicher Manager in der asiatischen Kultur Erfolg haben?

Grundprinzip ist, den gesunden Menschenverstand nicht bei der Ankunft abzugeben. Weiter ist das Konzept der Gesichtswahrung entscheidend. Dieses ist im Westen wenig bekannt. Gross ist deshalb die Gefahr, in verschiedene Fettnäpfchen zu treten.

Worauf kommt es an?

Ich muss mich nicht verstellen, aber man erwartet Höflichkeit von mir. Ich kann es so formulieren: Hart in der Sache, verbindlich im Ton. Oder: die eiserne Faust im Samthandschuh. In Asien steht der Chef weit über seinen Angestellten, er wird anders beobachtet; Wortwahl, Körperhaltung sind entscheidend. Wenn er einen Mitarbeiter kritisiert und dieser dabei das Gesicht verliert, sollte diesem danach geholfen werden, das Gesicht wieder zu erlangen. Kritisieren Sie einen Chef nie vor den Untergebenen.

Wie beurteilen Sie das Machtgefälle unter den asiatischen Staaten?

Sie sprechen die innere Globalisierung Asiens an. Der innerasiatische Handel hat sich enorm entwickelt und ist für uns bei DKSH zu einem zunehmend wichtigeren Teil des Geschäftsmodells geworden.

Was halten Sie vom Klischee: Die Asiaten arbeiten hart, sind exzellent organisiert und kopieren hervorragend, sind aber nicht in der Lage, wirklich eigene Produkte und Marken zu erfinden?

Je länger, desto weniger. Vor zwanzig Jahren haben die Chinesen fast nur bekannte Marken gekauft, zum Beispiel bei den Werk-



«Enorme Durchbeisserqualitäten»: Fabrik in Singapur.

zeugmaschinen. Dabei konnten sie die Hälfte der Funktionen und Möglichkeiten gar nicht ausschöpfen, welche diese Anlagen boten. Heute bauen sie selbst hervorragende Werkzeugmaschinen. Es gibt nicht mehr so viele westliche Produkte. In Japan sieht man natürlich Starbucks-Filialen, aber es florieren daneben auch japanische Ketten, die noch dazu den besseren Kaffee verkaufen. In Südostasien dagegen dominieren nach wie vor ausländische Produkte. Ganz allgemein: Die grossen Innovationen kommen, noch, vorwiegend aus dem Westen. Doch der Vorsprung schmilzt. Es gibt in China Eliteuniversitäten, die Zahl brillanter Ingenieure und Forscher wächst.

Das heisst?

Wir müssen flexibel bleiben, schneller werden, weiterhin auf Innovation setzen.

Was hat Sie persönlich in Asien am meisten beeindruckt?

Ein Bild aus meiner Zeit Anfang der neunziger Jahre in Hongkong: ein greiser Grossvater, seinen Enkel an der Hand, an einer belebten Strasse. Es fährt ein Rolls-Royce vorbei und der Grossvater sagt zu seinem staunenden Enkel: «Wenn du gut lernst in der Schule und hart arbeitest, kannst du dir eines Tages auch einen solchen Wagen kaufen». Im übertragenen Sinne: Die Menschen sind stolz darauf, viel Geld zu verdienen, und verlassen sich viel eher auf den Familienzusammenhalt als auf den Staat.

Was ist Ihr persönlicher Antrieb?

Mich haben immer Menschen interessiert und was sie im Innersten antreibt. Die Kunst, die Antennen auszufahren, mit Menschen umzugehen, sich besser in sie hineinzufühlen, um etwas zu erreichen. Deshalb bin ich fasziniert von Marketing, Vertrieb und internationalem Handel.

Vulgärpsychologisch: Sind Sie heute ein prononcierter Befürworter des Freihandels, weil Sie die Freiheit in Ihrer Jugend schmerzlich vermisst haben?

Vielleicht. Was mich belastet hat, war die Absenz echter Freiheit, was für mich Bewegungs- und Reisefreiheit bedeutet.

Freiheit: der entscheidende Wert im Leben?

Man merkt es erst, wenn man sie nicht mehr hat. Im Westen wird die Freiheit immer für selbstverständlich genommen.

Erleben wir jetzt den grossen Backlash gegen die Freiheit, gegen die Globalisierung? Vor allem die westlichen Staaten lancieren gewaltige Regulierungsgorgien.

Sie versuchen es immer wieder. Dabei wissen wir: Die Regulierung, Bürokratie und die Aufsichtsapparate sind in den letzten Jahren ständig gewachsen und verschärft worden. Dennoch wurden wir von Krisen nicht verschont. Im Gegenteil. Überregulierung lähmt den gesunden Menschenverstand und die Eigenverantwortung.

Jörg Wolle

Jörg Wolle, 51, promovierter Maschinenbau-Ingenieur, schloss seine Doktorarbeit an der Technischen Universität Chemnitz in der damaligen DDR ab, und als Relikt aus jener Zeit blieb ihm auch die russische Sprache, welche er beherrscht. Auf einer Reise in den Westen sprang er am 10. März 1988 von dem anfahrenen Zug im Stuttgarter Hauptbahnhof, welcher ihn zurück in die DDR bringen sollte. «Ein kleiner Hüpfen», schrieb das *Manager-Magazin*, «doch ein Satz in ein anderes Leben.» Dann tat Wolle das, was ihm in der Heimat nicht vergönnt war: Er erkundete die Welt. Für den Kugellagerhersteller SKF war er in Indien, Russland, China und Iran; für das Handelshaus Siber Hegner in Hongkong und China. Dessen CEO wurde er im Jahre 2000. Zwei Jahre später schloss sich Siber Hegner mit dem Asiengeschäft von Diethelm Keller zur Diethelm Keller Siber Hegner (DKSH) zusammen. Daraus schuf Jörg Wolle als CEO mit seinem Team einen Konzern mit heute 8,8 Milliarden Franken Umsatz und über 22 000 Mitarbeitern. Vor 150 Jahren waren die Gründer Pioniere im Handel mit Asien gewesen, heute ist DKSH führender Dienstleister für Marktexansion in den asiatischen Märkten.

Kann die Globalisierung gebremst werden?

Nein. Die Kräfte sind zu gross. Man kann es den Populisten aber nicht oft genug entgegenhalten: Die Globalisierung hat nicht nur den Westen reich gemacht. Sie hat auch Hunderte von Millionen Menschen in sogenannten Drittweltländern aus der Armut herauskatapultiert. Dass es kurzfristig auch Globalisierungsverlierer geben kann, will ich nicht ausschliessen, aber insgesamt ist der Freihandel ein Segen.

Der Wirtschaftsnobelpreisträger Paul Samuelson sieht es anders. Globalisierung könne Länder dauerhaft ins Unglück stürzen.

Davon halte ich nichts. Ich erlebe das im Alltag anders. Sollen die Amerikaner jetzt wieder eine Textilindustrie aufbauen? Das funktioniert nie. Wir vertreten über 5500 Unternehmen und deren Produkte in Asien und ermöglichen ihnen die Expansion in diesen Märkten. Unsere Firma ist der Beweis dafür, dass die Globalisierung eine gewaltige Chance darstellt. Die Vorgängerfirmen von DKSH sind als Geburtshelfer der Globalisierung entstanden und gross geworden.

Haben Sie eine Erklärung dafür, warum ein Schweizer Unternehmen in einem fremden Kulturkreis so erfolgreich überlebt?

Es hat wohl mit der DNA unserer Firma zu tun: der Pioniergeist unserer Gründerväter,

Neugier und der Wille zu Wachstum und Expansion. Unsere Dienstleistung besteht darin, Menschen zu helfen, neue Märkte zu erschliessen. Wir denken über die zukünftigen Bedürfnisse unserer Kunden nach und werden dadurch, wenn man so will, zum Trendforscher der Globalisierung. Wir bedienen täglich weit über 500 000 Kunden mit einem Netzwerk von 440 Niederlassungen in allen asiatischen Ländern. Dienstleistungsbereitschaft, harte Arbeit und Vertrauen sind die Grundlagen unseres Geschäfts.

In der Krise versuchen Politiker, mehr Vertrauen in die Wirtschaft herzustellen, indem sie die Wirtschaft stärker an die Leine nehmen. Ist das wirklich so falsch?

Das Positive: Die Regierungen sind als Retter gekommen, nicht als Eroberer. Und solange sich der Staat nach getaner Arbeit wie ein guter Feuerwehrmann wieder zurückzieht, sind Eingriffe in einer solchen Situation hilfreich. Bevor man sich aber der pauschalen Treibjagd-Stimmung gegen Manager hingibt, sollte man bedenken, dass Staatsbeamte nicht die besseren Unternehmer sind. Die Probleme der Finanzkrise wurzeln denn auch in den staatlichen US-Hypothekergesellschaften, die nicht nach wirtschaftlichen, sondern nach politischen Gesichtspunkten handelten. Alle Revisionsgesellschaften und Ratingagenturen lagen daneben. Kontrolle ist wichtig, aber nicht durch Zertifikate, sondern durch Führungskräfte, die täglich ihre Verantwortung wahrnehmen.

Sie sitzen im Verwaltungsrat der UBS. Was ist Ihre grösste Lehre aus dem Debakel?

Es ist nicht alles Gold, was glänzt. Und: Von nichts kommt nichts. So traurig die Geschichte ist, sie hat uns dabei geholfen, wieder bodenständiger zu werden.

Hat sich das Kontrollgremium vom Glanz der eigenen Positionen blenden lassen? Man hat den Eindruck, gute Freunde hätten sich nur noch auf die Schultern geklopft.

Wir haben die Probleme zu spät gesehen. Das ist richtig. Aber die kritischen Fragen wurden gestellt. Und: Wir reden nicht von einer UBS-Krise, sondern von einer Systemkrise. Ein ganzer Sektor der Finanzmärkte ist zusammengebrochen, es hat alle erwischt.

Wie konnte es so weit kommen?

Am besten charakterisiert dies eine Aussage des früheren CEO der Citigroup, Charles Prince: «Solange die Musik spielt, wird getanzt.» Die Banken, darunter auch die UBS, standen unter enormem Druck von Anlegern, Investoren und Medien. Es ist noch nicht so lange her, da warfen sie spezifisch der UBS vor, sie sei zu konservativ und zu wenig risikofreudig.

Worauf freuen Sie sich im neuen Jahr?

Ich freue mich darauf, die Chancen zu packen, die sich in diesen spannenden Zeiten jedem Marktführer in seiner Industrie bieten. ○

Mehr Respekt

Christian Gross ist der beste Trainer für den FC Basel. Eine Medienschelte. Von Arthur Cohn

In den letzten Wochen des Jahres 2008 hat mich der erschreckende Mangel an akzeptablen Proportionen in grossen Teilen der Schweizer Presse sehr beschäftigt. Ich musste mir immer wieder aufs Neue die Frage stellen, wie so viele unrichtige, ja bisweilen wahrheitswidrige Berichte – und ich spreche ausdrücklich nicht von Falschinterpretationen! – überhaupt möglich sind. Eine zuverlässige und verantwortungsvolle Information der Öffentlichkeit wird solchermassen verunmöglicht. Die Rede ist vom Fussballclub Basel, von seiner Präsidentin und seinem Trainer.

Christian Gross, seit 1999 Trainer des FC Basel, gewann mit dem FCB dreimal den Schweizer-Meister-Titel, den er bereits zweimal als Trainer der Grasshoppers in Zürich erkämpft hatte. Da der offizielle Vertrag von Gross mit dem FCB im Juni 2009 auslaufen wird, begann in der Schweizer Presse eine endlose Spekulation über die berufliche Zukunft von Gross: Wohin wird Gross gehen? Nach Deutschland? Nach England? Oder wird er eine längere Auszeit nehmen?

Pro memoria: Der FCB wurde 2008 mit Gross Schweizer Meister und schaffte den Cup-Sieg. Mehr noch: Es gelang dem FCB unter Christian Gross der Einzug in die finanziell überaus lukrative Champions League, und Gross hat Erstaunliches geleistet im Aufbau von jungen, unerfahrenen Spielern, die sich wiederholt verblüffend bewährt haben.

Bei der öffentlichen Diskussion um die Zukunft von Christian Gross habe ich aber kaum von der Möglichkeit gelesen, dass er beim FC Basel bleiben und seinen Vertrag verlängern würde. Stattdessen wurde auf sportlich unbefriedigende Resultate des FCB in der Champions League hingewiesen wie auch darauf, dass der FCB seine Führungsposition in der Super League an den FC Zürich verloren hat. Dem zweifellos besten Schweizer Trainer wurde angedichtet, ernstlich zu erwägen, nach Bochum zu gehen, dessen Klub das Schlusslicht in der deutschen Fussballmeisterschaft ist! Von Respekt vor Gross keine Rede, von Proportionen in der Beurteilung der Situation noch weniger.

Eine Frage hätte sich doch aufdrängen müssen: Welche Schweizer Trainer, die es punkto Erfahrung und Leistung mit Christian Gross aufnehmen könnten, gibt es überhaupt? Lucien Favre vielleicht, aber er ist bei Hertha Ber-



Konsequent: Trainer Gross, Präsidentin Oeri.

lin erfolgreich und denkt nicht daran, in die Schweiz zurückzukehren. Und im Ausland sind offensichtlich keine gegenwärtig unbeschäftigten Trainer so gut, dass sie für den FCB ernstlich in Frage kämen und dieser sie enthusiastisch übernehmen würde. Solchermassen ist der Entscheid der Klubleitung des FCB, an Christian Gross – der sich oft und immer wieder aufs Neue bewährt hat – festzuhalten, absolut vernünftig. Es gibt für den FC Basel auch keine bessere Lösung als Christian Gross. Doch wie lautet der Kommentar in einer Zürcher Zeitung: Der Verbleib von Christian Gross ist ein Geschenk für den FC Zürich!

Christian Gross wurde vielerorts ohne Anerkennung, erst recht ohne eine zeitweise durchaus angebrachte Bewunderung behandelt. Der Präsidentin des FCB, Gigi Oeri, erging es noch schlimmer. Der überragende Erfolg des FCB in den letzten zehn Jahren – auch wenn der diesjährige Einsatz in der Champions League enttäuschte – wurde Gigi Oeri ausschliesslich wegen ihrer finanziellen Hilfe zugutegehalten. Wissentlich übersehen wurde ihre intensive tagtägliche Arbeit in oft komplizierten Verhandlungen. Es istbarer Unsinn, zu glauben,

dass Gigi Oeri dem FCB einfach Checks ausstellt und dann zur Tagesordnung übergeht. Sie ist beim FCB aktiv in allem, was geplant wird. In allem, was geschieht, ist sie persönlich involviert. Im Übrigen ist es ihr gelungen, in Bernhard Heusler einen überaus zuverlässigen und verantwortungsvollen Mitarbeiter für den FCB zu gewinnen. Der oft sensationelle Erfolg des FCB ist eine Motivation für viele: Er zeigt, was möglich ist, wenn man sich voll und ganz für ein gestecktes Ziel einsetzt. Noch vor wenigen Jahren wurde ich wegen meines Engagements für den FC Basel in breiten Kreisen der Stadt mit dem läppischen Hinweis belächelt, Sport und Kultur hätten nichts miteinander zu tun. Es ist vor allem das Ver-

Der oft sensationelle Erfolg des FC Basel ist eine Motivation für viele.

dienst von Gigi Oeri, dass die Euphorie um den FCB ganz Basel erfasst hat.

Gigi Oeri ist immer konsequent und unbeirrbar den geraden Weg gegangen und ist sich dabei stets selber treu geblieben. Wie schwierig das zuweilen ist, zeigte sich, als Spieler ungeniert den mit dem FCB eingegangenen Vertrag zu brechen versuchten, um im Ausland mehr zu verdienen. Solch mangelnde Vertragstreue macht Gigi Oeri schwer zu schaffen, weil dies ihrem Wesen so gar nicht entspricht. Es ist aber eine Tatsache, dass Spieler von Spielervermittlern animiert werden, vertragliche Vereinbarungen einfach nicht zu beachten, und so Druck – um nicht das Wort «Erpressung» zu benützen – auf die Klubleitung ausüben, bis dieser schliesslich nichts anderes übrigbleibt, als einen unwilligen Spieler freizustellen.

Im Zusammenhang mit der Zukunft des FCB-Trainers war, man glaubt es kaum, zu lesen, dass Gigi Oeri wegen zweier hoher Niederlagen in der Champions League sowie danach in Luzern ernstlich erwägt, die Mannschaft und den Klub im Stich zu lassen und als Präsidentin zurückzutreten. Dies entbehrt jeder Grundlage und ist fern der Realität, wie so vieles, was im Zusammenhang mit dem Trainer und der Präsidentin des FCB geschrieben wurde. Aber Papier ist ja bekanntlich geduldig.

Meine Hoffnung für das neue Jahr besteht darin, dass in Zukunft solch unsinnige Spekulationen und erfundene *hot news* unterbleiben und sich die Presse konsequent und unbeirrbar in verantwortungsvoller Weise auf etablierte Tatsachen stützt, ohne diese leichtfertig zu verändern oder gar selbst zu erfinden.

Arthur Cohn ist Filmproduzent.

Amtliche Desinformation

Mit rhetorischen Tricks und irreführenden Daten täuschte die Zürcher Justizdirektion in ihrem Bericht zum Fall Nef die Öffentlichkeit. Im Visier hatten die Behörden auch den Polizisten, der die Affäre um den besessenen Armeechef publik gemacht hatte. Der Fahnder sollte desavouiert werden. *Von Alex Baur*



Hausdurchsuchung abgesagt: Ex-Armeechef Nef.

Der «Bericht zur Strafuntersuchung im Fall Nef durch die Strafverfolgung Erwachsene» der Zürcher Justizdirektion vom 2. September 2008 zuhanden des Kantonsrates war in erster Linie an die (mediale) Öffentlichkeit gerichtet und kam zu einem klaren Schluss: Bei der Zürcher Staatsanwaltschaft lief alles korrekt; kritische Einwände der *Weltwoche* hätten sich allesamt in Luft aufgelöst. «Nichts vertuscht», titelte der *Bund* am nächsten Tag; «Untersuchung verlief korrekt», das *St. Galler Tagblatt*; «Zürich gibt Entwarnung», der *Landbote*. «Die Zürcher Justiz hätte schlecht dagestanden», so war in der *NZZ* zu lesen, «wenn sich die Mutmassungen, welche die *Weltwoche* anstellte, als voll zutreffend erwiesen hätten.»

In Tat und Wahrheit widerlegt der sechs Seiten dünne Bericht aus den Amtsstuben des Zürcher Justizdirektors Markus Notter (SP) überhaupt nichts. Die wenigen harten Fakten, die Notter präsentierte, standen vielmehr in Einklang mit den Recherchen der *Weltwoche* – die Justizdirektion gab ihnen lediglich eine andere Deutung. Der im Dezember veröffentlichte Bericht der nationalrätlichen Geschäftsprüfungskommission (GPK) zum Fall Nef zeigt aber: Die Zürcher Justizdirektion hat in ihrem Bericht darüber hinaus wichtige Fakten ausgeblendet und mit einem falschen Datum falsche Schlussfolgerungen suggeriert. Auf diese Wei-

se desavouierte sie nicht zuletzt auch den Polizisten, der die Affäre um den Armeechef zum Auffliegen gebracht haben soll und den die Zürcher Staatsanwaltschaft deshalb im nächsten März vor Gericht bringen will.

Konkret: Am 21. August 2008 enthüllte die *Weltwoche*, dass die Zürcher Staatsanwaltschaft bereits Anfang November 2006 – also rund sechs Wochen nachdem dessen Expartnerin Strafanzeige wegen Nötigung eingereicht hatte – beim damaligen Brigadier Roland Nef eine Hausdurchsuchungs- und Verhaftaktion durchführen wollte. Die Razzia wurde zur Überraschung der involvierten Polizisten abgeblasen. Als die Durchsuchung endlich durchgeführt wurde, wusste Nef bereits vom Strafverfahren.

Rhetorische Tricks und falsche Dementis

Bei den involvierten Polizisten kam deshalb der hässliche Verdacht auf, dass Nef Protektion «von ganz oben» genoss. Dies dürfte mit ein Grund gewesen sein, warum die *Sonntagszeitung* offenkundig aus Polizeikreisen die Kopie eines Journaleintrags zugespielt bekam, was die Affäre um den Armeechef im letzten Sommer zum Explodieren brachte. Gemäss dem Polizeijournal hatte Nef eine Exfreundin via Internet mit übelsten Sexattacken bedrängt.

«Aus den Akten ergibt sich klar, dass im Jahr 2006 – anders als in diversen Medien sugge-

riert – keine Termine für Durchsuchungen angesetzt waren», schreibt die Zürcher Justizdirektion im Communiqué zu ihrem «Untersuchungsbericht». Diese Kernaussage wurde von den meisten Redaktionen weiterverbreitet. Liest man den Notter-Bericht etwas genauer, finden sich Fakten, die das Gegenteil belegen.

Am 8. November 2006 stellte die damals zuständige Staatsanwältin Sabine Tobler einen «Hausdurchsuchungs- und Vorführbefehl» gegen Nef aus. Ob das Dokument der Polizei zugestellt wurde, konnte angeblich «nicht restlos geklärt werden». Unbestritten ist, dass die Polizei zu diesem Zeitpunkt bereits «Vorabklärungen bezüglich einer Hausdurchsuchung/Vorführung getätigt» hatte. Weil das Datum des Zugriffs aber noch nicht fixiert gewesen sei, so die wortklauberische Argumentation der Justizdirektion, sei es falsch, von einer «geplanten» Razzia zu reden. Folgt man dieser Logik, hätte Tobler den Durchsuchungsbefehl einfach mal so aufgesetzt, ohne an eine konkrete Umsetzung zu denken.

Ins Kapitel der rhetorischen Tricks gehört auch die Behauptung im Notter-Bericht, wonach «keinerlei Anhaltspunkte» bestünden, dass Nef «behördlicherseits» vor der Ende Januar 2007 dann durchgeführten Razzia gewarnt worden wäre. Hier wird etwas dementiert, was in dieser Form gar nie behauptet worden war. Die *Weltwoche* hatte lediglich berichtet, dass Nef gewarnt war. Genau dies bestätigt der Bericht Notter etwas weiter hinten. Nur war es keine «Behörde», die den Brigadier über die Strafuntersuchung ins Bild gesetzt haben soll, sondern «eine Person aus seinem privaten Umfeld». Mit diesem Nebengefecht lenkt die Justizdirektion vom Thema ab: Entscheidend ist, dass die Hausdurchsuchung für Nef nicht mehr überraschend kam.

Der Bericht der Justizdirektion baut fast ausschliesslich auf Angaben der Staatsanwaltschaft, die faktisch gegen sich selber ermittelte. Dabei ging sie nach einer Methode vor, die vor Gericht in der Regel ihre Gegner anwenden: Man räumt immer nur gerade ein, was bewiesen werden kann, und nutzt den Informationsvorsprung zu seinen Gunsten. Doch die Zürcher Justizbehörden gingen noch einen Schritt weiter, wie der zwischenzeitlich publizierte GPK-Bericht aus Bern zeigt: Sie operierten mit falschen oder zumindest irreführenden Daten.

Als Erklärung für den schleppenden Gang der Untersuchung und die viermonatige Verzögerung vom Einreichen der Strafanzeige

(27. September 2006) bis zur Hausdurchsuchung (26. Januar 2007) im Fall Nef macht die Zürcher Staatsanwaltschaft stets einen Wechsel der Zuständigkeit sowie Umtriebe bei der Koordination mit dem Verteidigungsdepartement (VBS) geltend. Mitte November 2006 trat die anfänglich zuständige Staatsanwältin Sabine Tobler den Fall an die Staatsanwaltschaft I ab, die für diffizile und prominente Fälle zuständig ist. Dies war denn auch der Grund, warum die geplante Hausdurchsuchung bei Nef abgeblasen und vertagt wurde.

Gesuch um zwei Tage vordatiert

Gemäss dem Notter-Bericht schickte Staatsanwältin Tobler am 10. November – also zwei Tage nachdem sie den Hausdurchsuchungsbefehl ausgestellt hatte – ein Ermächtigungsgesuch für ein Verfahren gegen einen Armeeingehörigen ans Oberauditoriat der Armee. Gemäss dem Bericht der GPK ist dieses Datum schlicht falsch. Tatsächlich übermittelte das Oberauditoriat das für die Ermächtigung nötige Formular bereits am 8. November um 11.39



Verfahren eingestellt: Staatsanwältin Vogel.

Uhr per Fax nach Zürich; gleichentags um 17.01 Uhr retournierte Staatsanwältin Tobler das ausgefüllte Formular nach Bern. Am 10. November erteilte ihr das VBS vielmehr grünes Licht für das Verfahren gegen Nef.

Wie aus dem GPK-Bericht weiter hervorgeht, hatte Tobler ihr Vorgehen mit dem Oberauditor telefonisch abgesprochen, bevor sie den Hausdurchsuchungsbefehl ausstellte. Gemäss der wenig glaubhaften Version der Justizdirektion wäre der Ablauf genau andersherum gewesen. Dass die Staatsanwältin das Okay aus Bern völlig problemlos bekommen hatte, wird im Notter-Bericht zudem unterschlagen.

Die Finalität der Fehlinformation ist offensichtlich: Es soll der Eindruck entstehen, eine vermeintlich komplizierte Koordination mit dem VBS hätte Staatsanwältin Tobler dazu bewogen, den Fall an die Spezialabteilung I abzugeben.

Zu den wirklich brennenden Fragen gibt der Notter-Bericht keine Antworten. Warum trat Staatsanwältin Tobler den simplen Fall überhaupt ab? Immerhin will zur fraglichen Zeit noch niemand gewusst haben, dass Roland Nef als Armeechef zur Diskussion stand. Warum gingen von der Strafanzeige bis zur Hausdurchsuchung vier Monate ins Land? Die Justizdirektion versichert zwar, dass die Verzögerung keine Auswirkungen auf das Verfahren gehabt hätte. Schliesslich sei Nef geständig gewesen. Das mag zwar zutreffen. Doch das konnte man im Voraus nicht wissen. Wozu dann überhaupt eine Hausdurchsuchung, wenn es gar nicht darauf ankam?

Die Polizisten, die Nef unter Verletzung des Amtsgeheimnisses auffliegen liessen, witterten offenbar Protektion. Ob sich dieser Verdacht erhärten lässt, ist nach Ansicht des Strafrechtsexperten Daniel Jositsch nicht einmal entscheidend (siehe Seite 32). Wenn ein Beamter nach seinem subjektiven Wissensstand davon ausgehen muss, dass etwas nicht mit rechten Dingen zugehe, kann eine Amtsgeheimnisverletzung gerechtfertigt sein und damit straflos bleiben – selbst wenn sich der Verdacht nachträglich nicht erhärten lässt.

Die Staatsanwaltschaft glaubt das Leck in der Person des Personenfahnders Fredi Hafner ausfindig gemacht zu haben. Im Dezember erhob Staatsanwältin Judith Vogel Anklage gegen den «Schimanski von Zürich» (*Blick*) – dieselbe Staatsanwältin also, die für die umstrittene Einstellung des Verfahrens gegen Nef zuständig war.

Dass Vogel dem Polizisten keine Rechtfertigungsgründe zubilligt, liegt auf der Hand – sie hätte in diesem Fall gegen sich selber ermitteln müssen. Wie aus Justizkreisen zu erfahren war, verweigerte die Staatsanwältin dem Angeklagten sogar den Einblick in die Verfahrensakte Nef. Polizist Hafner seinerseits steckt in einem Dilemma: Weil er generell bestreitet, Akten herausgegeben zu haben, kann er sich auch nicht auf Rechtfertigungsgründe berufen. Mit Verweis auf das «pendente Verfahren» mochte keine der Parteien zu den Recherchen der *Weltwoche* Stellung nehmen.

Nef pokerte hoch

Klar ist, dass der schleppende Gang der Untersuchung gegen Roland Nef diesem zumindest zupasskam. Denn der Brigadier spielte auf Zeit; je länger sich die Untersuchung hinzog, desto besser für ihn. Wie der GPK-Bericht zeigt, war VBS-Vorsteher Samuel Schmid (BDP) im Juni 2007 vor Nefs Wahl zum Armeechef über das hängige Verfahren informiert.

Im Juli forderten die Sicherheitsprüfer der Armee bei der Kantonspolizei Zürich einen Bericht ein. Spätestens zu diesem Zeitpunkt muss der Stalking- und Nötigungsvorwurf, den die *Sonntagszeitung* später aufgrund des Polizeijournals publik machte, auch bei den Prüfern des VBS grosso modo bekanntgeworden sein. Roland Nef führte die Sicherheitsprüfer des



Rhetorische Tricks: Regierungsrat Notter.

VBS nun buchstäblich an der Nase herum. Vorerst räumte er ihnen Akteneinsicht beim Zürcher Strafverfahren ein. Man einigte sich darauf, den Ausgang der Untersuchung abzuwarten. Doch als Staatsanwältin Vogel am 23. Oktober 2007 das Verfahren erwartungsgemäss einstellte, zog Nef seine Einwilligung überraschend zurück. Nicht einmal die Einstellungsverfügung mochte der Armeechef in spe herausrücken. Eine geplante Aussprache mit den Personenprüfern verzögerte sich, unter anderem wegen eines angeblich dringenden Arzttermins, bis zum 13. Dezember.

Nef hatte hoch gepokert. Die Personenprüfer wussten um seine gravierenden Verfehlungen – doch sie hatten nichts Rechtsgültiges in der Hand. Das Strafverfahren in Zürich war eingestellt, der Mann hatte als unschuldig zu gelten. Zähneknirschend winkten die Prüfer ihn schliesslich durch, sofern Bundesrat Schmid schriftlich bestätige, von Nef «vollumfänglich» über das Verfahren informiert worden zu sein. Was auch immer der Brigadier dem Bundesrat erzählt haben mag – es blieb diesem gar nichts anderes übrig, als zu unterschreiben. Wie hätte Schmid, der seinen Kollegen im Bundesrat das pendente Strafverfahren verheimlicht hatte, einen Rückzug des neuen Armeechefs zwei Wochen vor dessen Amtsantritt auch nur begründen sollen. ○



Justiz

Schutz für Whistle-Blower

Alles weist darauf hin, dass der Polizist, der den Fall Nef durch eine Indiskretion auffliegen liess, im Interesse der Allgemeinheit handelte. Trotzdem läuft er Gefahr, bestraft zu werden. Ein neues Gesetz soll dies ändern.

Von Daniel Jositsch

Im Fall Roland Nef soll ein Polizist, der in keine frühere Strafuntersuchung gegen den ehemaligen Armeechef involviert war, der *Sonntagszeitung* die Kopie eines Polizeijournals zugespielt haben. Damit wurden die Stalking-Vorwürfe gegen Nef publik, obwohl die Staatsanwaltschaft ein Verfahren gegen diesen wegen Nötigung eingestellt hat. Das «Leck» führte schliesslich zum Rücktritt des Armeechefs. Vieles deutet darauf hin, dass der Polizist zu dieser Massnahme griff, weil er den Verdacht hatte, dass der Armeechef «von ganz oben» protegiert werde. Aufgrund seiner Aktenkenntnisse war er offenbar auch davon überzeugt, dass Nef nicht die charakterliche Eignung für diese hohe Position mitbrachte.

Die Staatsanwaltschaft I in Zürich hat die Herausgabe der Akten an die Presse nun als Amtsgeheimnisverletzung gewertet und Anklage gegen den Polizisten erhoben. Der Angeklagte bestreitet jede Schuld. Das Gericht wird jetzt nicht nur die Frage überprüfen müssen, ob der Polizist die Akten überhaupt herausgab. Falls es diese Frage bejaht, muss es überdies prüfen, ob er dies in guten Treuen tat.

Hier liegt der klassische Fall eines sogenannten Whistle-Blower vor: Eine Person hat aufgrund ihrer Tätigkeit oder Position Kenntnis von unlauteren Machenschaften und bringt dies den Vorgesetzten, den Behörden oder allenfalls eben den Medien zur Kenntnis.

Bei den meisten Delikten gibt es ein konkretes Opfer, das eine Möglichkeit und ein Interesse hat, die Tat anzuzeigen. Daneben gibt

Wer im Militär ein Fehlverhalten meldet, gilt als «Kameradenschwein».

es aber auch Delikte wie Bestechung, Geldwäscherei oder Begünstigung, bei denen es oft keinen unmittelbar Betroffenen gibt. Bei diesen sogenannten opferlosen Delikten ist die Dunkelziffer naturgemäss hoch. Häufig ist man hier darauf angewiesen, dass ein Insider, ein Whistle-Blower eben, aus dem betroffenen System heraustritt und den Verdacht meldet.

Die gesellschaftliche Akzeptanz von Whistle-Blowern steht umgekehrt proportional zu ihrer Bedeutung für die Strafverfolgung. Am Informanten, der zum System gehört und

zugleich dessen Mängel aufdeckt, klebt der Makel des Nestbeschmutzers und Verräters. Bereits im Kindergarten lernen wir, dass man nicht *tädellet*, und wer im Militär ein Fehlverhalten meldet, gilt als «Kameradenschwein». Solange hier kein Kulturwandel stattgefunden hat, geraten Whistle-Blower fast zwangsläufig in gesellschaftliches Abseits.

Diesem Dilemma sind auch die Politik und die Justiz ausgesetzt. Das Bundesgericht hat die Meinung vertreten, dass Whistle-Blower, die an die Öffentlichkeit treten, unlauter handeln und, sofern nicht besondere Gründe vorliegen, entlassen werden können. Erst ein parlamentarischer Vorstoss des ehemaligen SP-Nationalrats Remo Gysin rüttelte die politisch Verantwortlichen auf.

Einsicht bei der Regierung

Nachdem sich der Bundesrat zunächst geweigert hatte, das Problem aufzugreifen, wurde er vom Parlament gezwungen, sich der Sache anzunehmen. Mittlerweile ist die Regierung immerhin zur Einsicht gelangt, dass Whistle-Blower vor Entlassung zu schützen sind; eine entsprechende Vorlage liegt vor. Doch von einem wirklichen Umdenken sind wir noch weit entfernt.



Fehler im System: Polizist Hafner.

Dem Zürcher Polizisten, der nun einen Strafprozess über sich ergehen lassen muss, haben wir einiges zu verdanken. Aufgrund seiner Insiderkenntnisse erkannte er, was mittlerweile auch die parlamentarische Untersuchungskommission festgestellt hat: dass die Ernennung von Roland Nef zum Armeechef erfolgte, ohne dass die Verantwortlichen das gegen diesen laufende Strafverfahren abgeklärt hatten. Der Fehler lag zum Teil im System, aber nicht nur. Man schien auf Seiten der Verantwortlichen ganz einfach davon auszugehen, dass es sich beim Verfahren um eine Privatangelegenheit Nefs handelte, die für dessen Position als oberster Militär ohne Bedeutung sei. Hätte man die Akten konsultiert, wäre man wohl zu einem anderen Schluss gekommen.

Roland Nef, so muss aus allem geschlossen werden, was bekannt ist, bestreitet nicht, seine ehemalige Partnerin massiv belästigt zu haben. Das Stalking soll so weit gegangen sein, dass er sogar erfundene Sex-Annoncen im Namen seiner ehemaligen Partnerin im Internet veröffentlichte. Eingestellt wurde das Verfahren lediglich, weil die Geschädigte nach Bezahlung einer Wiedergutmachung ihre Anzeige zurückzog. Das ist nach neuer Rechtslage grundsätzlich möglich, wenngleich im konkreten Fall höchst fragwürdig (siehe *Weltwoche* Nr. 32/08, «Der verflixte Artikel 53»).

Nach Bekanntwerden der Hintergründe des Strafverfahrens war offenbar für alle klar, dass ein Armeechef mit einer derartigen Vorgeschichte nicht tragbar ist; auch wenn er dafür nicht verurteilt wurde. Dass der Polizist angesichts seiner Insiderkenntnisse zur Einsicht gelangte, dass hier ein Mann in die oberste Führung der Armee gewählt werden sollte, an dessen charakterlicher Eignung mindestens erhebliche Zweifel bestehen, ist nachvollziehbar. Verständlich ist aber auch, dass – als der Polizist sah, dass sich von den für die Wahl des Armeechefs Verantwortlichen niemand für diese Hintergründe zu interessieren schien und das Strafverfahren gegen Nef eingestellt werden sollte – in ihm der Verdacht wach wurde, hier gehe nicht alles mit rechten Dingen zu.

Soweit die Sachlage bekannt ist, muss dem Polizeibeamten attestiert werden, dass er verantwortlich gehandelt und öffentliche Interessen wahrgenommen hat. Man mag nun einwenden, der Polizeibeamte hätte nicht gerade

an die Öffentlichkeit treten müssen, er hätte sich an Vorgesetzte oder an die Verantwortlichen des Bundes wenden können. Es ist durchaus richtig, dass der Schritt an die Medien auch für Whistle-Blower das letzte Mittel sein muss. Im speziellen Fall des Armeechefs Nef bestehen erhebliche Zweifel, ob ein alternativer Weg denkbar gewesen wäre.

Einerseits ging der Polizeibeamte davon aus, dass eben gerade die zu informierenden Stellen nicht an seinen Informationen interessiert waren. Gemäss seinen bisherigen Erfahrungen durfte er auch annehmen, dass er sich mit solchen Informationen unter Umständen erheblichen persönlichen Nachteilen ausgesetzt hätte. In einer solchen Situation kann der (verdeckte) Schritt an die Öffentlichkeit der einzig mögliche Ausweg sein. Dabei ist zu berücksichtigen, dass vom Whistle-Blower nicht erwartet werden kann, dass er die Sachlage zunächst umfassend abklärt; sein begründeter und plausibler Verdacht, es bestehe Protektion von oben, muss genügen.

Wahrung höherer Interessen

Nun könnte man weiter einwenden, das Strafrecht sehe halt einmal vor, dass diejenigen, die ein Amtsgeheimnis preisgeben, zu bestrafen sind. Das stimmt nur bedingt. Auch wenn der betreffende Polizeibeamte objektiv den Tatbestand der Amtsgeheimnisverletzung erfüllt hat, muss er sich damit nicht unbedingt strafbar gemacht haben. Das Strafrecht kennt sogenannte Rechtfertigungsgründe, gemäss denen ein strafbares Verhalten zu einem rechtmässigen wird.

Explizit im Gesetz vorgesehen ist etwa der Rechtfertigungsgrund der Notwehr. Ebenfalls anerkannt ist die Rechtfertigung bei einer Person, die etwa eine Amtsgeheimnisverletzung begeht, um höhere Interessen zu wahren. Nach dem bisherigen Kenntnisstand kann davon ausgegangen werden, dass der Stadtpolizist, der die Informationen an die *Sonntagszeitung* weitergegeben hat, dies getan hat, um genau solche Interessen zu schützen.

Wie das hängige Verfahren ausgeht, ist offen. Der angeklagte Polizist hat gute Aussichten auf einen Freispruch, doch er läuft Gefahr, seine Existenz zu ruinieren. Eine weitergehende gesetzliche Regelung zum Schutz von Whistle-Blowern wäre deshalb dringend nötig. Potenzielle Informanten, die sich hier und heute überlegen, ob sie zum Wohl der Allgemeinheit Informationen weitergeben wollen, riskieren nach allen bisherigen Erfahrungen sehr viel. Die Justiz läuft andererseits Gefahr, indirekt Missetäter zu schützen, die sich auf die Angst von Mitwissern vor den hohen Risiken eines Strafverfahrens verlassen können.

Daniel Jositsch ist Professor für Strafrecht an der Universität Zürich und SP-Nationalrat.

Informanten

Achtenswerte Beweggründe

Sie deckten den BMW-Skandal beim Zürcher Sozialamt auf – und ruinierten damit ihre Existenz. *Von Alex Baur*



Klassischer Fall: Zopfi, Wyler.

Am 25. Oktober 2007 wurden Margrit Zopfi, 58, und Esther Wyler, 49, von der Polizei geweckt und zum Verhör abgeführt. Der Vorwurf: Amtsgeheimnisverletzung. Die beiden Controllerinnen gehörten zum Kreis der Insider, die der *Weltwoche* Fallakten zugespült und auf gravierende Missstände beim Zürcher Sozialamt hingewiesen hatten. Die Frauen wurden freigestellt und später fristlos entlassen. Seither sind sie arbeitslos. Ihre Aussichten, im Sozialbereich wieder eine Stelle zu finden, sind düster.

Mittlerweile steht die Strafuntersuchung gegen die Frauen gemäss Auskunft von Staatsanwalt Hans Maurer vor dem Abschluss. Ob er Anklage erheben wird, will Maurer nach der Schlusseinsicht entscheiden. Gemäss seiner Einschätzung wäre eine Einstellung des Verfahrens denkbar. Zwar ist unbestritten, dass Zopfi und Wyler das Amtsgeheimnis objektiv verletzt haben. Doch sie machen «übergesetzliche Rechtfertigungsgründe» geltend. Maurer will auch nicht ausschliessen, dass er Anklage erhebt und vor Gericht auf Freispruch plädiert. Denn hier liegt ein klassischer Fall von Whistle-Blowing vor.

Nachdem die Controllerinnen im Amt erfolglos auf die Missstände hingewiesen hatten, blieb ihnen nur noch der Gang an die Öffentlichkeit. Eine Studie der Hoch-

schule St. Gallen hat inzwischen bestätigt, dass beim Controlling des Sozialamtes effektiv gravierende Systemmängel existieren. Bei mehreren Betrugsfällen, die Zopfi und Wyler aufdeckten, wurden Strafverfahren eröffnet und die Auszahlung der Fürsorge gestoppt. Einen persönlichen Vorteil hatten die langjährigen Gewerkschafterinnen, die sich nie politisch engagiert haben, nie. Vielmehr riskierten sie ihre Existenz.

Margrit Zopfi räumt ein, der *Weltwoche* im Februar 2007 vier anonymisierte Fallprotokolle übergeben zu haben, die den lockeren Umgang mit Steuergeldern bei der Fürsorge illustrieren. Esther Wyler kam erst im Mai ins Spiel. Sie deckte den «BMW-Skandal» auf. Im Zuge der Maifeiern war ein teures Auto, das faktisch der Fürsorgebezügerin S. gehörte, in Flammen aufgegangen. Es stellte sich heraus, dass die Polizei Sozialvorsteherin Monika Stocker bereits früher persönlich über die Luxuskarossen von S. orientiert hatte, was aber ohne Folgen blieb. Das Sozialamt reichte erst Strafanzeige gegen S. ein, nachdem die *Weltwoche* die Affäre publik gemacht hatte.

Im Sommer 2007 übergaben Zopfi und Wyler der *Weltwoche* einzelne Fallakten, die nicht mehr anonymisiert waren. Es ging um mutmassliche Betrugsfälle, die der *Weltwoche* von Dritten zugetragen wurden. Trotz deutlicher Indizien war das Sozialamt den Verdächtigungen nicht auf den Grund gegangen. Die Controllerinnen machen geltend, zu diesem Zeitpunkt jedes Vertrauen ins System verloren zu haben. Beim Sozialamt sei es nur noch darum gegangen, die Missstände gegen aussen zu vertuschen. Zu diesem Zweck sei auch die Geschäftsprüfungskommission (GPK) des Zürcher Gemeinderates manipuliert worden, die das Amt damals hätte durchleuchten sollen.

Als die GPK im Januar 2008 ihren Untersuchungsbericht veröffentlichte, der die Missstände ihrer Ansicht nach verharmloste, traten Margrit Zopfi und Esther Wyler mit Bild und Namen an die Öffentlichkeit. In mehreren Interviews (*Weltwoche*, *Tages-Anzeiger*, *NZZ*, *Tele Züri*) legten sie ihre Kritik offen dar. Der Stadtrat gab als Antwort bei befreundeten «Experten» ein Blitzgutachten in Auftrag, das zum Schluss kam, «99,9 Prozent der Fürsorgezahlungen» in der Stadt Zürich würden korrekt abgewickelt.

Messer im Herzen

Der Jahrhundertbetrüger Bernard Madoff suchte und fand seine Opfer oft in den vermögenden jüdischen Kreisen Amerikas. Jetzt, wo der Hochstapler aufgefliegen ist, macht sich in anonymen Blogs im Internet Antisemitismus breit. *Von Dirk Rheker*



Jeder mochte ihn: Betrüger Madoff.

Ist er einmal am Tor und an den Wasserfällen vorbei, offenbart sich dem Besucher eine paradiesische Landschaft. Anmutige Palmen und majestätische Eichen spenden den blühenden Orchideen Schatten. Der Palm Beach Country Club besteht nicht erst seit gestern, und deshalb erfreuen sich die Mitglieder einer Flora, wie sie sonst nur auf gewachsenen Landsitzen zu finden ist. Die «members» schätzen die Exklusivität, Gäste sind auf dem Golfplatz, der zum Privatclub der Reichen und Schönen gehört, nicht erlaubt. Wer spielen will, muss sich streng an den Dresscode halten: Hemd mit Kragen und Bermuda-Shorts.

Unter den Einheimischen gilt der Palm Beach Country Club seit je als «the Jewish Country Club». Deshalb, weil seine Gründung in den fünfziger Jahren eine Reaktion auf den schwelenden Antisemitismus an der Ostküste Floridas gewesen war. Trotz ihres Erfolges und Reichtums waren Juden in den etablierten Clubs damals nicht willkommen. Eine Gruppe jüdischer Investoren entschied sich 1952 daher, den bereits 1916 erbauten Palm Beach Country Club käuflich zu erwerben und zu einem luxuriösen Refugium für ihresgleichen zu verwandeln. In den folgenden Jahren war der Club nicht nur jüdischen «Aussenseitern» Zuflucht und Treffpunkt. Auch Leute wie ein Joseph Kennedy, der als katholischer Ire in

den Enklaven der «white Anglo-Saxon Protestants» ebenfalls kaum Chancen zum gesellschaftlichen Aufstieg hatte, kamen hier unter.

Heute darf hier jeder Mitglied werden. Vorausgesetzt, er ist in der Lage, 300 000 Dollar Aufnahmegebühr auf den Tisch zu legen. «Das können die vom «Gazastreifen» sich aber gar nicht leisten», gibt die Dame mit dem Kelly-Bag im Clubhaus zum Besten. Als «Gaza Strip» bezeichnet der echte Palm Beacher jene Apartmenthäuser, die nicht exorbitant teuer sind und im Süden der Insel liegen, unweit vom «Mar-a-Lago»-Resort. Das «Mar-a-Lago» war während des letzten Jahrhunderts gesellschaftlicher Treffpunkt der «old guard». Heute gehört es Donald Trump, der aus dem Haus einen Privatclub gemacht hat. Im Palm Beach Country Club gilt der New Yorker Immobilien-Tycoon indes auch heute noch Parvenu.

Bis vor kurzem spielte auch der Milliardenbetrüger Bernard Madoff gerne Golf im «Jewish Country Club». Dieser Mann passte perfekt in diese Umgebung: jüdisch, erfolgreich, vermögend, charmant, intelligent und dabei mit 70 selbst im Rentenalter. Jeder mochte ihn. Jeder wollte ihm sein Geld anvertrauen. Er verströmte Sicherheit und Stabilität. Jahr für Jahr zahlte er zehn Prozent Gewinn auf die einbezahlten Anlagen aus. Und im Palm Beach Country Club suchte sich Bernard Madoff im-

mer neue vermögende Opfer. «Wenn man zum Mittagessen in den Club ging oder auf den Golfplatz, sprach jeder über Madoff und seine brillanten Anlagen», berichtet ein Investor.

Als junger Mann hatte Madoff sein Geld im Sommer als Rettungsschwimmer am New Yorker Stadtstrand Rockaway Beach verdient. Zumindest so lange, bis er die 5000 Dollar Startkapital für die Gründung seiner Anlagefirma zusammenhatte. In den folgenden Jahren lief das Geschäft so gut, dass Madoff irgendwann keine Kunden mehr zu akquirieren brauchte – fortan liess er sich bitten. Im Palm Beach Country Club bettelten die Mitglieder geradezu darum, Bernard Madoff vorgestellt zu werden. Wer von diesem als Kunde akzeptiert wurde, war überzeugt, sich nur noch um das Golf-Handicap kümmern zu müssen.

Ring von Tiffany und eine Jacht

Jetzt stehen viele vor dem Ruin. Carl Shapiro, ein 95-jähriger Modeunternehmer, soll 545 Millionen Dollar verloren haben. «Es war, als hätte mir jemand ein Messer ins Herz gestossen», sagt er. «Er war wie unser Freund!» An seinem 95. Geburtstag habe Madoff noch mit am Ehrentisch gesessen und mit den Urenkeln gespielt. Shapiros Frau Ruth ist genauso fassungslos. «Ich werde es nie verstehen, wie Bernard Menschen so etwas antun konnte. Viele unserer Bekannten sind nun bankrott. Die haben nichts übrig. Nichts!» Im Club schätzt man, dass ein Drittel der rund 300 Mitglieder Geld bei Madoff investiert hatte.

Beim örtlichen Pfandleihhaus Royal Pawn & Jewelry versuchten Geschädigte jedenfalls schon am Tag nach Bekanntwerden des Skandals verzweifelt, ihre verbliebenen Preziosen zu versilbern. Inhaber Levi Touger berichtet von einem Ferrari, einem Ring von Tiffany und einer Jacht im Wert von über einer halben Million Dollar, die ihm angeboten wurden. «Nicht gerade die Art von Waren, die ich hier üblicherweise umschlage», schmunzelt der Geschäftsmann.

Doch nicht nur naive Rentner sind Madoff auf den Leim gegangen. Hollywood-Größen wie Steven Spielberg oder Jeffrey Katzenberg gehören ebenfalls zu den Opfern. Ihr Finanzberater Gerald Breslauer hatte sie mit Madoff in Verbindung gebracht. Neben privaten Investoren zählen aber auch ausgebuffte Finanzprofis zu den Geschädigten: Schweizer Privatbanken wie die Banque Bénédict Hentsch oder die Union Bancaire Privée, globale Finanz-

institute wie HSBC und Geldmanager bei Hedge-Funds wie der Fairfield Greenwich Group oder der Man Group rechnen derzeit fieberhaft nach, wie hoch ihre Verluste tatsächlich sind.

Besonders betroffen sind auch jüdische Stiftungen. «Es gibt Organisationen, die grosse Vermögen verloren haben, Spender, die nichts mehr geben können, und Stiftungen, deren Anlagen verschwunden sind», sagt Gary Tobin, Präsident des Institute for Jewish and Community Research. So wird die New Yorker JEHT Foundation im Januar ihre Arbeit sistieren müssen. Ihr Grundkapital war das Vermögen des verstorbenen Magnaten Norman Levy, die Familie hatte über drei Generationen Madoff ihr Geld anvertraut. Die in New York ansässige Yeshiva University spricht ebenfalls von Millionenverlusten. Auch die kalifornische Chais-Familienstiftung, die alljährlich grosse Summen zugunsten von Projekten in Israel oder Osteuropa ausgeschüttet hatte, steht vor der Pleite. Nicht besser erging es der in Boston beheimateten Robert I. Lappin Charitable Foundation, deren Gelder grösstenteils bei der Bernard L. Madoff Investment Securities lagen. In der Vergangenheit hatte diese Stiftung Reisen nach Israel für Teenager, Bildungsprogramme für jüdische Pädagogen oder ökumenische Aktivitäten finanziert. Und auch die Elie Wiesel Foundation for Humanity liess rund 15 Millionen Dollar von Madoffs Firma verwalten. «Im Wesentlichen das gesamte Kapital», wie die Stiftung mitteilte.

50-Milliarden-Dollar-Betrug

Der Betrug hat die jüdische Glaubensgemeinschaft im Mark getroffen. Warum hat Madoff viele seiner Opfer in jüdischen Kreisen gefunden? Dies sei die Folge einer kollektiven Erfahrung des Antisemitismus, sagt Rechtsprofessor Ronald Cass von der Boston University, die ein hohes Mass an Zugehörigkeitsgefühl und Vertrauen geschaffen habe. Viele amerikanische Juden haben Madoff blind vertraut – und nun alles verloren. Nebendem finanziellen Verlust sehen sie sich infolge des Madoff-Skandals nun auch noch Anfeindungen ausgesetzt. So beklagte die jüdische Anti-Defamation League bitterlich, der Anlageschwindler habe mit seinem 50-Milliarden-Dollar-Betrug im Internet eine regelrechte Welle von Judenhass losgetreten. In zahlreichen Blogs werde der Madoff-Betrug dazu verwendet, offen gegen Juden Stimmung zu machen. «Es bestätigt sich wieder, dass die grössten Finanzverbrecher vom Stamme Mose sind», schreibt etwa ein Kommentator einer Finanz-Website, «ob Alan Greenspan, George Soros oder Roman Abramowitsch – alle erleuchtet von der Erkenntnis, dass sie dazu auserwählt sind, die Welt zu tyrannisieren.» Dass die meisten Opfer ebenfalls Juden waren, geht im Eifer der Schuldzuweisungen unter.

Finanzbetrug

Die Liste der Opfer

Bernard Madoff nahm Gelder, wo er sie kriegen konnte: bei Banken, Pensionskassen, Stiftungen. Die Summen von A bis Z.

Ascot Partners, 1,8 Milliarden Dollar Verlust — Der von J. Ezra Merkin gegründete Hedge-Fund erlitt praktisch Totalverlust.

AXA SA, 123,2 Millionen — Französischer Versicherer, besitzt die Winterthur.

Bâloise Holding, 13 Millionen — Schweizer Versicherer.

Banco Santander, 2,87 Milliarden — Das spanische Geldhaus gehört zu den Banken mit den grössten Verlusten.

Bank Medici, 2,1 Milliarden — Auch die kleine, aber feine Wiener Privatbank findet sich unter den prominenten Opfern.

Banque Bénédicte Hentsch & Cie, 48,8 Millionen — Noch vor kurzem wollte die Genfer Privatbank mit der Investmentgesellschaft Fairfield Greenwich Advisors fusionieren. Nun gehört diese zu den grössten Madoff-Opfern, und die Fusion ist sistiert.

Clal Insurance Enterprise Holdings, 3,1 Millionen — Israelisches Finanzinstitut.

Credicorp, 4,5 Millionen — Peruanischer Finanzdienstleister.

Congregation Kehilath Jeshurun, 3,5 Millionen — Synagoge in New York.

Credit Suisse, 900 Millionen — Die Zeitung *Sonntag* berichtete von angeblichen Verlusten in dieser Höhe.

EIM SA, 230 Millionen — Europäische Investmentgesellschaft.

Fairfield Greenwich Advisors, 7,5 Milliarden — Die Investmentgesellschaft, derzeitige Spitzenreiterin unter den Opfern, hatte über die Hälfte ihrer Assets bei Madoff investiert.

Fortis, 1,35 Milliarden — Holländische Bank.

Fairfield, Connecticut, 42 Millionen — Städtische Pensionskasse.

Foundation of Los Angeles, 18 Millionen — Stiftung jüdischer Philanthropen in Los Angeles.

Groupama, 12,32 Millionen — Französischer Versicherer.

Great Eastern Holdings, 44,266 Millionen — Versicherer aus Singapur.

HSBC, 1,0 Milliarden — Britische Bank.

Hyposwiss, 50 Millionen — Schweizer Privatbank im Besitz der St. Galler Kantonalbank.

Harel Insurance Investments and Financial Services Ltd., 14,2 Millionen — Israelischer Versicherer.

Hadassah, 90 Millionen — Amerikanisch-jüdische Frauenorganisation.

Internationales Olympisches Komitee, 4,8 Millionen — Der Organisator der Spiele hatte nur 1 Prozent seiner Investments bei Madoff.

Korea Teachers Pension, 9,1 Millionen — Koreanische Pensionskasse.

Man Group Plc, 360 Millionen — Englischer Hedge-Fund.

M&B Capital Advisers, 52,8 Millionen — Spanischer Broker.

Mediobanca SpA, 0,671 Millionen — Die italienische Bank war über eine Tochtergesellschaft bei Madoff engagiert.

Natixis SA, 554,4 Millionen — Französische Investmentbank.

New York Law School, 0,3 Millionen — Schule in der amerikanischen Hauptstadt.

Nomura Holdings, 304 Millionen — Japanischer Broker.

Nordea Bank, 59,13 Millionen — Schwedische Bank.

North Shore-Long Island Jewish Health System, 5,7 Millionen — Gesundheitssystem.

Phoenix Holdings, 12,6 Millionen — Israelische Finanzgesellschaft.

Reichmuth & Co, 327 Millionen — Luzerner Privatbank.

Royal Bank of Scotland, 492,76 Millionen — Britische Bank.

Swiss Life, 78,9 Millionen — Schweizer Versicherer.

Swiss Re, 0,3 Millionen — Schweizer Rückversicherungsgesellschaft.

The Maimonides School, 3,0 Millionen — Jüdische Tagesschule in Brookline, Massachusetts.

Union Bancaire Privée, 1,0 Milliarden — Die Schweizer Privatbank investierte weniger als 1 Prozent der Assets bei Madoff.

The Elie Wiesel Foundation for Humanity, 15,2 Millionen — Die Stiftung des Nobelpreisträgers.

UBS AG, 1,2 Milliarden Dollar — Die Zeitung *Sonntag* berichtete, dass die UBS nicht direkt bei Madoff investiert hatte, jedoch als Depotbank für einen Luxemburger Fonds fungiert haben soll, der über 1 Milliarde Dollar verloren hatte.

Yad Sarah, 1,5 Millionen — Israelische NGO.

Quellen: *Wall Street Journal/Sonntag*



Der Spieler ist der Star

Videospiele haben sich in den letzten Jahren so rasant entwickelt wie kein anderes Medium. Bereits erzielen sie höhere Umsätze als Hollywood-Produktionen. Die Filmindustrie versucht vom Boom zu profitieren und sucht die Zusammenarbeit mit den Game-Produzenten. Doch die intellektuelle Herausforderung der Spiele können Verfilmungen nicht erreichen. *Von Marc Bodmer*

Die Aussicht von der Cafeteria im 15. Stock der Ubisoft-Studios in Schanghai ist beeindruckend. Die Wolkenkratzer des Finanzbezirks schiessen in die Höhe wie futuristische Raketen, bereit, Angriffe Ausserirdischer abzuwehren. «Weisst du, was für mich das Entertainment-Erlebnis von 2007 war?», fragt Michael de Plater einen Kollegen. – «Der letzte James Bond?» – «Nein, *Call of Duty 4*. Das war ein richtiges Erlebnis. Da ging wirklich die Post ab. Kein Film konnte diesem Videospiel das Wasser reichen», sagt der sympathische Australier, der der Welt öfter den Krieg erklärt hat als Osama Bin Laden – zumindest virtuell.

Michael de Plater ist Game-Designer und hat sich einen Namen gemacht mit Titeln wie «*Shogun: Total War*», «*Rome: Total War*» und

dem kürzlich erschienenen Strategiespiel «*Tom Clancy's End War*», in dem Europa, Russland und die USA den Dritten Weltkrieg entfachen. Mit knappen, in ein Mikrofon gesprochenen Befehlen entsendet der Spieler seine Truppen in episch angelegte Schlachten vor einem flammenden Paris. Die Vorlage zum apokalyptischen Szenario wurde zusammen mit Bestsellerautor Tom Clancy ausgearbeitet, der Anfang 2008 auch das gleichnamige Buch auf den Markt brachte.

Kein Medium hat in den letzten zwanzig Jahren eine vergleichbare Entwicklung durchgemacht wie die Videospiele. Was zu Beginn der achtziger Jahre unscheinbar zwischen den banal-erotischen Bildern blinkender Flipperkästen auftauchte, hat mit den heutigen Produktionen etwa so viel zu tun wie ein Trottnett mit

einem TGV. Nur mit viel Fantasie konnte man damals Städte erkennen, die verteidigt werden mussten, oder Aliens, die zum Abschuss freigegeben waren. Inmitten dieser simplen Szenarien fiel ein Titel auf: «*Tron*», basierend auf dem gleichnamigen Science-Fiction-Streifen von Disney. Doch während man im Kino dem mit vereinzelt Gehversuchen in Computeranimation mässig geglückten Familienfilm hilflos ausgeliefert war, konnte man beim «*Tron*»-Spiel selber Hand anlegen und ins Verderben rasen oder – besser – das Problem lösen und reüssieren.

«*Tron*» gehört zu den ersten Videogames, die auf der Lizenz eubes vejabbten Films basierten und einen die Abenteuer in Eigenregie durchspielen liessen. Mittlerweile verlangt praktisch jede grössere Filmproduktion nach ihrem in-



Monumentale Ballereien: Computerspiel «Tom Clancy's End War».

teraktiven Gegenstück. «Videospiele sind heute Teil des Filmemachens, wie die McDonald's-Becher Teil des Marketings sind», sagt Regisseur Gore Verbinski. Mit seiner «Pirates of the Caribbean»-Trilogie – weltweiter Umsatz: 2,67 Milliarden Dollar – zählt der 44-Jährige zu den erfolgreichsten Filmemachern der Gegenwart. Er plant als Nächstes, das mehrfach ausgezeichnete Shooter-Videogame «Bioshock» zu verfilmen, das in der retro-futuristischen Unterwasserstadt Rapture spielt. Verbinski ist nicht der einzige A-List-Vertreter Hollywoods, der sich der Games annimmt. Starproduzent Jerry Bruckheimer, bekannt für Action-Epen wie «The Rock» und treibende Kraft hinter den drei «Pirates»-Filmen, hat sich die Rechte an der Verfilmung der populären Game-Serie «Prince of Persia» gesichert. Für die Umsetzung, die 2010 in die Kinos kommen soll, konnte Bruckheimer den Briten Mike Newell gewinnen, Regisseur von «Four Weddings and a Funeral» und «Harry Potter and the Goblet of Fire».

Während Hollywood mit seinen Produktionen den kommerziellen Zenit überschritten zu

haben scheint, wächst der Videospiegelmarkt weiter – selbst in Krisenzeiten. Weltweit wurden im vorletzten Jahr 42 Milliarden Dollar umgesetzt. In der Schweiz waren es 420 Millionen Franken, was einem Plus von vierzig Prozent gegenüber 2006 entspricht. Allerdings werden bei diesen Umsatzzahlen Hard- und Software zusammengefasst, was etwa so ist, wie wenn man zu den DVD-Verkäufen auch noch die -Player dazuzählte. Aber auch ohne Konsolen und sonstige Peripherie mit einzuberechnen, hat der Umsatz mit Videospiele das Filmgeschäft nicht nur an der Kinokasse, sondern neuerdings auch im DVD-Bereich überholt – also dort, wo der Löwenanteil des Hollywood-Umsatzes gemacht wird. In Grossbritannien rechnet das Marktforschungsinstitut Verdict Research vor, dass Videospiele 2008 mehr als 5,7 Milliarden Euro umsetzen, während die Umsätze von DVDs und Musik werden zusammen bei rund 5,5 Milliarden Euro stagnieren.

Trotz dieses beispiellosen Erfolges und der Tatsache, dass gemäss einer aktuellen Studie des Pew Internet & American Life Project 99 Pro-

zent der zwölf- bis siebzehnjährigen Jungen und 94 Prozent der Mädchen in den USA auf der Konsole, dem PC, dem Handy oder dem Portable Videogames spielen – in unseren Breitengraden sieht es ähnlich aus, wobei die Schweizer Teenagerinnen noch etwas zurückhaltender sind –, hat die Videospiegelindustrie ein Problem. Sie verfügt nicht über die Gesichter und den Glamour der Hollywoodstars. Das weiss auch Chris Brown, Produktmanager des Spiels «Dead Space» von Electronic Arts, zu dem ein Animationsfilm erschienen ist: «Den Film gibt es schon viel länger, und er ist Teil des kulturellen Mainstreams. Die Medien haben Hollywood in den Superstar-Status erhoben.»

Eine Figur wie Lara Croft ist zwar weltbekannt, aber neben der Strahlkraft einer Angelina Jolie oder eines Al Pacino erscheinen sie und ihre virtuellen Kollegen als leere Hülsen, ohne Hintergrund und Tiefe. Selbst wenn der Gräfin Croft eine ausgeklügelte Biografie angedichtet wird, die bis zur Schulausbildung in einem Schweizer Internat reicht. Sie bleibt, wie die Heerscharen weniger prominenter Game-Charaktere und in



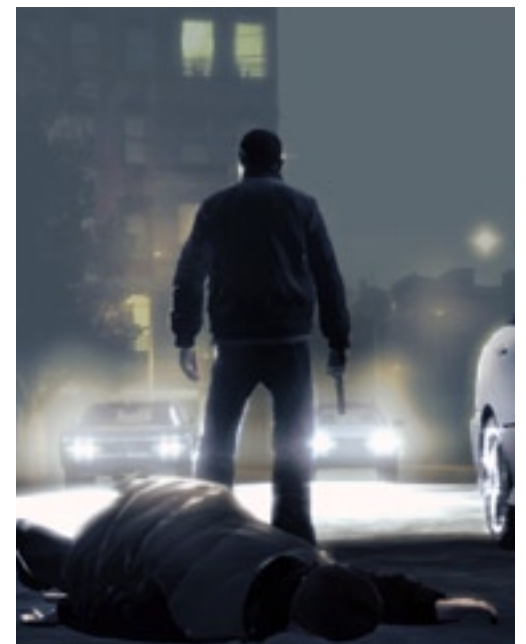
Interaktive Reise: «Assassin's Creed».



Monster und Maschinen: «Bioshock».



Ewig lodrender Kampf: «Gears of War 2».



Spiel des Jahres: «Grand Theft Auto IV».

weit grösserem Ausmass als die Stars aus Fleisch und Blut, eine Projektionsfläche.

Ein Videospiel ist ein sehr individuelles Erlebnis, ähnlich wie ein Buch lesen. Bei aktuellen Titeln wie «Grand Theft Auto IV» und «Assassin's Creed», der allein in der ersten Verkaufswoche in den USA für einen Umsatz von einer halben Milliarde Dollar sorgte, gibt es keinen vorgegebenen Weg. Der Spieler kann wählen. Während die meisten Romane und Filme einer linearen Erzählform folgen, setzen moderne Games auf nonlineare Strukturen und die innovative Integration des Spielers.

Bemerkt haben das so berühmte und erfolgreiche Filmern wie Peter Jackson, der Regisseur der «Lord of the Rings»-Trilogie. Er sagt: «Wenn ich an das künftige Potenzial der Unterhaltung denke, so reizen mich Videospiele und nicht Filme. Die Erzählstruktur von Filmen ist formelhaft geworden, aber bei den Spielen stehen

wir noch ganz am Anfang der Möglichkeiten.» Oft ist es dem Spieler überlassen, ob er ein Problem frontal angeht oder lieber eine Hintertür wählt und sich unbemerkt an die Bösewichte heranschleicht oder sie gänzlich umgeht. Wie weit sich die eine oder andere Strategie als probat herausstellt, lässt ihn das Spiel umgehend wissen. Dieses Sofort-Feedback gehört mit zu den Attraktionen der Games. Jeden Moment weiss man, woran man ist. Die Fähigkeiten des Spielers, sein Geschick und seine Kühnheit bestimmen über Erfolg oder Scheitern. Der Spieler steht im Zentrum. Er ist der Star.

Alte Tante Hollywood

Das scheint Softdrink-Hersteller Dr Pepper erkannt zu haben. Mitte November 2008 hat der Sprudelproduzent bekanntgegeben, den «Halo 3»-Spieler Tom Taylor, genannt Tsquared, in den USA wie einen bekannten Fussballstar auf

die Etiketten der Getränkeflaschen zu drucken. Im Videospiel «Halo 3» schlüpft der Spieler in die Rüstung des Space Marine Master Chief und hat nichts Geringeres als die Rettung des Universums auf der Agenda. Der populäre Shooter-Titel, der an seinem ersten Veröffentlichungstag im September 2007 in den USA für 170 Millionen Umsatz sorgte und damit jeden Hollywood-Blockbuster in den Schatten stellte, wird vorzugsweise online gespielt und bietet so Spielern wie Tom Taylor die Möglichkeit, sich mit ihresgleichen zu messen.

Die Aktion von Dr Pepper mag ein Anfang sein, der Game-Industrie zu einem Gesicht zu verhelfen, aber noch ist E-Sportler Tom «Tsquared» Taylor kein David Beckham. Bis es so weit ist, wählt die Unterhaltungssoftware-Branche die Unterstützung ihrer alten Tante Hollywood und bringt Verfilmungen von Games ins Kino. Den wohl grössten Coup lan-

dete das Studio Eidos, das hinter dem Cyber-Sex-Symbol Lara Croft steckt: Mit Oscar-Gewinnerin Angelina Jolie hatten sie das perfekte lebendige Pendant. So sehr aber die Unicef-Botschafterin in Hot Pants und gepolstertem BH in der Gegend herumhüpfte und -ballerte, mehr als ein Indiana-Jones-Aufguss waren die beiden «Tomb Raider»-Verfilmungen nicht.

Die meisten Game-Verfilmungen tun sich eher schwer. Geradezu stupid wirken die Werke des Deutschen Uwe Boll, der sich frei von jeglichem filmischen Talent auf Game-Adaptationen wie «Bloodrayne», «In the Name of the King» und «Postal» spezialisiert hat. Doch auch die kürzlich im Kino gezeigten Verfilmungen «Hitman» und «Max Payne» – letztere mit Mark Wahlberg in der Titelrolle – sind von eher zweifelhafter Qualität. Einzig die «Resident Evil»-Interpretationen mit L'Oréal-Supermodel Milla Jovovich als genmutierte Zombiejägerin verfügen über eine gewisse B-Movie-Klasse.

Sperrfeuer eines Scharmützels

Woran liegt das Scheitern der meisten Videospieldaptationen? «Hollywood muss die emotionale Entsprechung zur Interaktivität finden», meint Chris Lee, Produzent der komplett computeranimierten Game-Verfilmung «Final Fantasy – The Spirits Within», die 137 Millionen Dollar gekostet haben soll und lediglich 85 eingespielt hat. Wenn der Spieler ins Sperrfeuer eines Scharmützels gerät und um sein nacktes – wenn auch virtuelles – Überleben kämpft, so ist dies für ihn ungemein intensiver, als wenn er dasselbe im Kino bloss mitansieht und der beschränkten Vision eines Regisseurs ausgeliefert ist. Auf der grossen Leinwand provozieren monumentale Ballereien wie in «Max Payne» irritierende Langeweile, entbehren sie doch jeglicher intellektueller Leistung. In einem Videospiel aber muss sich der Gamer pausenlos überlegen, wie er die nächste Hürde nimmt. Wie kann er die Umgebung zu seinen Gunsten nutzen? Wo kann er in Deckung gehen? Welchen der auf ihn losstürmenden Gegner muss er als Erstes eliminieren?

Dieses anspruchsvolle Multitasking bleibt bei der Verwandlung vom Game zum Film, vom interaktiven zum passiven Medium, auf der Strecke. Kurzum: Verfilmungen von Videospielen haben bis dato zu einer Verdummung und Vereinfachung geführt, wie man das nicht selten auch bei Literatur-Adaptationen beobachten kann. Doch während bei Letzteren aus zeitlichen Gründen vertiefende Handlungsstränge gekappt werden müssen, wäre es bei Game-Verfilmungen wohl gerade nötig, solche einzubauen. Noch leben die meisten Videospiele nicht von emotional aufgeladenen Geschichten, sondern basieren wie «Gears of War 2» und «God of War 2» auf Konflikten, dem ewig lodern den Kampf von Gut gegen Böse. Sie bieten einen atmosphärischen Rahmen, in den der Spieler



«Wir stehen noch ganz am Anfang der Möglichkeitent»: «God of War 2».

abtauchen und in dem sein Handeln sich entfalten kann. Fällt dieser entscheidende Input weg, so muss eben etwas anderes diese Lücke füllen.

Trotz dieser Schwierigkeiten ist die Zusammenarbeit zwischen Hollywood und der Game-Industrie enger denn je. Auf der technischen Ebene – etwa der Computeranimation – nähern sich die Medien an. Digitale Modelle von Charakteren, Monstren und Maschinen werden ausgetauscht. Aber auch Oscar-prämierte Filmemacher wie Steven Spielberg und Mark Lasoff, mitverantwortlich für die Spezialeffekte in «Titanic» und «Apollo 13», holen sich die Videospieldbranche ins Boot, um ihren Produktionen einen cineastischeren Touch zu verleihen und von den Erfahrungen im Geschichtenerzählen zu profitieren. In welche Richtung die interaktive Reise gehen kann, zeigt das «Pulp Fiction»-artige Game «Grand Theft Auto IV». Die *New York Times* zeigte sich «beein-

druckt»: «Es ist eines der wenigen Spiele, die es mit der realen Welt auf eine erwachsene Art und Weise aufnehmen. Eine Lust, sich mit dem Schwachsinn, den Widersprüchlichkeiten und sogar einem Teil der tollen Dinge des modernen Amerika auseinanderzusetzen, durchdringt das Gangster-Szenario des Spiels.»

Während Hollywood, einem alternden Showgirl gleich, versucht, mit dem Revival des 3-D-Kinos ein wenig Make-up aufzutragen, um für die schwindenden Massen attraktiv zu bleiben, triumphiert der interaktive Wildfang mit hochauflösender Grafik und fesselnden Missionen auf immer grösser werdenden Flachbildschirmen in der Geborgenheit der eigenen vier Wände. Hier lassen sich Weltkriege ausfechten, Alien-Invasionen abwehren oder schlicht Eishockeypartien in einer fotorealistischen Qualität austragen. Und das Erlebnis ist jedes Mal ein anderes. ○

Solang die Musik spielt

Der Circus Conelli sorgt alljährlich für romantischen Winterzauber in Zürich. Hinter den Kulissen geht es nicht ganz so beschaulich zu und her. Wer von den Erben sich durchsetzen wird, ist unklar.
Von Franziska K. Müller



Praktizierte Nostalgie: der Weihnachtszirkus auf dem Bauschänzli in Zürich.

Der Zirkusdirektor sitzt in seinem Büro in Kilchberg und weist mit der Hand in Richtung Berg. Zwischen seinem roséfarbenen Zuhause und dem Arbeitsort liegen drei Minuten Fussmarsch und ein Zebrastrreifen. Als Herbi Lips dort im vergangenen Sommer von einem Auto angefahren wurde, klopfte er sich den Staub von den Hosen und ging einfach weiter. Jetzt ist die Schulter kaputt, sie schmerzt bis heute. Das Aufgeben, das Klagen: Beides liegt dem 72-Jährigen nicht.

Aufrecht sitzt er in einem geschnitzten Lehnstuhl und blickt ratlos auf eine fremde Jacke, die er nach dem Mittagessen aus dem Restaurant mitnahm, weil sie seiner eigenen ähnlich sieht. Sein Autoschlüssel ist weg, aber in seinem Portemonnaie befindet sich vermutlich weniger Geld als in der fremden Börse. Glück im Unglück, wenn man so wolle, sagt Lips, ein Optimist.

Die vergangenen Monate waren hart: Als sein enger Freund und Geschäftspartner Conny Gasser vor einem Jahr überraschend starb und kurz darauf dessen Frau Gerda, meinten die einen, das sei eine Katastrophe für den Betrieb. Für den zweiten Zirkusdirektor war es vor allem ein persönlicher Verlust. Lips und Gasser verband eine jahrzehntelange Freundschaft. Sie funktionierten blind miteinander, machten den Conelli zum erfolgreichsten Winterzirkus der Schweiz, erlebten Tiefpunkte und Höhenflüge zusammen. «Ich verkaufe alles, was Conny macht, und Conny macht alles, was ich verkaufe», umschrieb Lips das Erfolgsgeheimnis mehr als einmal. Er, ein erfolgreicher Unternehmer, und Gasser, der kreative Zirkusmensch, ergänzten sich perfekt. Der eine war für PR und Marketing zuständig, der andere für Regie, Choreografie und Programm. Lips sagt: «Conny war der eigentliche Chef.»

Das Gleiche behauptete aber Gasser zu Lebzeiten auch von seinem Freund. Machtkämpfe, Flausen, Eitelkeiten? «Das gab es bei uns nicht», sagt Herbi Lips.

Nach dem Tod seines Freundes dachte er nie ans Aufgeben. Das hätte Conny nicht gewollt. Lips' schwere Erkrankung verschlimmerte sich im vergangenen Jahr. Es gibt jetzt schlaflose Nächte und manchmal Schmerzen, die er niemandem wünscht. Trotzdem steht er auch in dieser Saison jeden Abend am Eingang des Zirkus und begrüsst seine Gäste. «So wie immer», sagt Herbi Lips. An seiner Seite steht nun Roby Gasser, der in die schicke Uniform eines Zirkusdirektors geschlüpft ist. Der 47-Jährige sieht seinem Vater zum Verwechseln ähnlich. Es gibt Zuschauer, die von den traurigen News nichts wissen und meinen, der Gründervater stehe vor ihnen. Vordergründig geht die Show weiter wie bisher, das ist Be-

standteil des Erfolgs. 60 000 Menschen zieht der erfolgreiche Zirkus jedes Jahr auf das Zürcher Bauschänzli. Die Zuschauer wissen, was sie erwartet, und das sind seit vielen Jahren ein goldenes Klebesternli auf der Wange und drei Stunden sorgenloser Zirkuszauber. Die praktizierte Nostalgie gehört zum Konzept.

«Der Älteste hat das Sagen»

Der Conelli stand anfangs unter einem schlechten Stern, es gab immer wieder lange Pausen, in denen das Experiment – bei der Konkurrenz – als gescheitert galt. Conny Gasser widmete sich in diesen Jahren auch dem Aufbau des Vergnügungsparks Conny-Land in Lipperswil. Herbi Lips, der mit seiner ersten Firma ein Millionenvermögen gemacht hatte, investierte als wagemutiger Entrepreneur in Schweizer Filme und mexikanische Goldminen, in eine Wohnsiedlung in Colorado und eine Gebäudereinigungsfirma in Dubai. Es sei nie mehr Geld verlorengegangen, als er eingeplant habe, da sei er mehr Bünzli als Spieler. Als man die Pächterin des Zürcher Bauschänzlis – vor sechzehn Jahren – davon überzeugen konnte, dass die romantische Insel auf der Limmat der richtige Standort für einen Winterzirkus sei, zupften die Geschäftspartner 320 000 Franken für den Zins aus dem Sparstrumpf. Zwei Bäume und vier Masten hielten das erste Zelt; ein paar alte Scheinwerfer zielten damals auf Schlangemenschen und den dummen August. Heute besitzt der Zirkus die modernste Lichtanlage Europas und verpflichtet die besten Akrobatentruppen der Welt.

Vor einem Jahr wurde das Unternehmen mit dem goldenen Löwen für besondere kulturelle Leistungen geehrt. Die Trophäe ist Herbi Lips viel wert. Denn mehr als schöne Worte beweise sie jetzt offiziell, dass der Zirkus zu Zürich gehöre wie das Knabenschieszen, die Limmat und das Grossmünster – so rühmte der Stadtpräsident. Lips schiebt die auf dem Tisch liegenden Tickets von links nach rechts. Eigentlich sei alles erreicht. Jetzt müsse man das Erreichte erhalten. Wie viel Energie wird ihn das kosten? Ein skeptischer Blick. In einem früheren Interview sagte er einmal: «Im Zirkus läuft alles hierarchisch ab. Der Älteste hat das Sagen.» Heute sagt er: «Natürlich akzeptiere ich Robys Entscheidungen: auch wenn er mein Sohn sein könnte.» Hinter den Kulissen laufe nicht alles so poetisch ab wie unter der Zirkuskuppel, sagt ein Insider. Lips tue gut daran, Roby Gasser und dessen Entourage nicht auf die Füsse zu treten. «Steht ein falsches Wort von ihm in der Zeitung, sprechen die Jungen drei Wochen lang nicht mit ihm. Und dies während laufender Saison.» Andere Quellen sprechen von einem handfesten Erbstreit zwischen Lips und den Junioren, der für Nervosität hinter den Kulissen Sorge und gegenwärtig eine Anwaltskanzlei in Baden beschäftige. Auf Anfrage heisst es dort, man sei an das



60 000 Zuschauer pro Jahr: Conelli-Programm.



«Der Älteste hat das Sagen»: der verstorbene Conny Gasser; Herbi Lips und Roby Gasser.



Anwaltsgeheimnis gebunden. Lips verneint allfällige Querelen und sagt, der Conelli gehöre zur Hälfte ihm und den Kindern Gassers.

Auf Roby Gasser, eine schillernde Figur, die in der Vergangenheit nicht gerade als Chorknabe auffiel, und dessen Ehefrau Cindy – sie trat jahrelang in Las Vegas als Lido-Tänzerin auf, bevor sie die knapp bekleidete Showtruppe bei Conelli zu managen begann – lässt Herbi Lips nichts kommen. Das Paar war bereits unter Conny Gasser für diese und jene Erneuerung zuständig: lauten Technosound, knallige Lasershows, hochfrivole Kostümierungen. Roby sei genauso wie sein Vater ein engagierter Zirkusmensch, der das Business von Kindsbeinen ankenne und auch darum das Richtige tun werde, sagt Herbi Lips. Andere wollen hingegen bereits einen Wandel festgestellt haben: Weniger romantisch und zauberhaft als in der Vergangenheit sei das Programm dieses Jahr, finden

nicht wenige Besucher. Dass einschneidende Veränderungen kreativer Art, in naher Zukunft vielleicht auch eine personelle Veränderung an der Conelli-Spitze Realität werden könnten, verneint Herbi Lips.

Roby Gasser ist für eine Stellungnahme nicht erreichbar, bekräftigte aber bereits vor ein paar Monaten, er werde den Conelli ebenso wie den Freizeitpark Conny-Land «im Sinn von Papi» weiterführen. Ob man sich auf seine Worte verlassen kann, ist ungewiss: Zu Lebzeiten sorgte Conny Gasser dafür, dass einer seiner besten Freunde – der verarmte Zirkusmann Louis Knie – Arbeit und Unterkunft im Conny-Land erhielt. Vor einigen Wochen stellte Roby Gassers Geschäftsleiter den psychisch angeschlagenen Knie nun auf die Strasse. Und seit einigen Monaten kursieren in der europäischen Freizeitparkindustrie Gerüchte um einen Verkauf von Conny-Land. ○

Die ewigen Buben

Sie sind zwischen dreissig und fünfzig und wild entschlossen, nicht erwachsen zu werden. Ihre Frauen und Freundinnen verzweifeln, die Soziologen rätseln: Will keiner mehr ein Mann werden?
Von Beatrice Schlag



Unbekümmert: Schauspieler Owen Wilson (l.), Vince Vaughn.

Er sei Berufsjugendlicher, spottete der Kollege im viel zu kurzen Kriegsreporter-Gilet mit den Patronentaschen – er war 33 und Kulturredaktor – schon vor zehn Jahren. Es gibt wenig, was Frauen an Männern mehr entzückt als Selbstironie. Sie fanden ihn alle toll. Etwas albern in seiner jugendlichen Abenteuerkluft, dafür höchst unterhaltsam verspielt. Das Wort «Berufsjugendlicher» war noch kaum verbreitet, die Weigerung erwachsener Männer, sich erwachsen zu benehmen, noch nicht als Massenphänomen erkannt.

Zehn Jahre später laufen Legionen von Männern zwischen dreissig und fünfzig in zerklüfteten Jeans und übereinander getragenen T-Shirts herum, von Zwölfjährigen in ihrer Kleidung kaum zu unterscheiden. Wer bei Google das Stichwort «berufsjugendlich» eingibt, kann über 15 000 Einträge durchkämmen. Die meisten stammen von Männern. In westlichen Ländern klagen unzählige Frauen im gebärfähigen Alter, dass sie trotz Kinderwunsch und tickender biologischer Uhr keinen Nachwuchs haben, weil ihre Partner sich nicht dazu durchringen können, Familienväter zu werden. Sie fühlen sich noch nicht reif, sich so viel Verantwortung aufzubürden.

«Sind die Männer schuld an der niedrigen Geburtenrate?», fragte die deutsche Tageszeitung *Die Welt* und zitierte eine Studie, laut der sich 43 Prozent der deutschen Männer zwischen 18 und 39 weigern, eine Familie zu gründen. Im *Magazin* bekannte Finn Canonica, 42, heute Chefredaktor, «dass meine Erscheinung nur der logische Ausdruck eines Menschen ist, der nie richtig ins Fach der Erwachsenen gewechselt hat».

Dani P. sieht nicht aus wie ein Berufsjugendlicher. Der 35-Jährige trägt keine Turn-, sondern Lederschuhe und lieber weisse Hemden als T-Shirts. Vierzigjährige, die noch immer im Schlabberlook in Szenebars herumhängen, findet er «grauenhaft deprimierend». Für erwachsen hält ihn seine Freundin allerdings mitnichten, und er gibt ihr ohne Vorbehalt recht. «Ich möchte ja den Hebel umlegen, aber ich schiebe es immer wieder hinaus. Wenn meine Freundin etwas von «reifer werden» sagt, höre ich nur «langweilig werden». Es weckt sofort den Impuls, über die Stränge zu schlagen, Bier zu trinken, eine Linie Koks zu ziehen, mit Freunden abzustürzen.» Dani wohnt allein in einer kleinen Wohnung, deren Ordnungszustand er als chronisch chaotisch beschreibt. Alle zwei Monate kommt seine Mutter zum Putzen und Aufräumen angereist. Danach ist der Kühlschrank gefüllt, und auf dem Tisch stehen Blumen. «Alle meine Freunde lachen mich aus, aber sie will das tun. Und meine Steuererklärung macht mein Vater.»

Er habe, sagt Dani, mit sich immer eine Abmachung gehabt: bis 30 studieren, viel ausprobieren, reisen, den richtigen Job finden. Bis 35



Charmebolzen: Schauspieler Hugh Grant.



Heilig: Cartoonfigur Homer Simpson.



Wohligkeit im Rudel: Sänger Robbie Williams.

die richtige Frau finden. Bis 40 Vater sein und ein Kind haben, das am Samstagmorgen auf ihm herumhüpft. Noch hält er sich an seinen Plan. Bis vor einem Jahr war er Single, «der niemandem etwas schuldet». Er studierte, reiste, hatte Sex mit vielen Frauen und hatte Freunde, mit denen er regelmässig und begeistert in irgendwelchen Bars verkam. Als er 30 war, kam das Jobangebot, auf das er gehofft hatte.

Sein Dilemma begann, als er sich verliebte. «Ich wusste, die Frau muss ich packen. Sie ist wunderschön und lieb, die beste, die ich mir vorstellen kann. Dass sie mir intellektuell überlegen ist, gradliniger denken kann, schlagfertiger ist als ich, finde ich cool. Ich habe Ehrfurcht vor klugen Frauen, also durchaus auch Furcht. Aber wenn sie mich am Montag fragt, ob wir uns am nächsten Samstag treffen können, drehe ich durch. Woher weiss ich denn am Montag, was am Samstag ist?»

Er hat nicht nur Angst vor dem Verplantsein, vor der Verbindlichkeit von Terminen. Die Abende mit seinen Freunden sind langweiliger geworden, seit Dani versucht, treu zu bleiben. Er gestattet sich keine Aufrisse mehr. An seinem Verlangen, mit anderen Frauen zu schlafen, hat sich nichts geändert, «auch wenn der Kopf etwas anderes sagt. Aber wenn eine Frau mit Netzstrümpfen ins Tram kommt, kann ich nur noch eins denken.»

Einer seiner Freunde wohnt seit wenigen Wochen mit einer Frau zusammen, weil er sich zu alt fand für die Kneipentouren mit den Kumpels. «Inzwischen darf er nicht mehr kiffen daheim, sitzt neben ihr vor dem Fernseher und langweilt sich. Er hatte diesen grossen Druck, erwachsen zu werden. Jetzt ist er todtraurig und kommt zum Kiffen zu mir nach Hause», sagt Dani. Die Besorgnis in seiner Stimme ist unüberhörbar.

Die Partnerin eines anderen Freundes wurde vor kurzem schwanger, und der Freund ist jetzt schon nervös, ob er wohl künftig noch die «Simpsons» schauen darf. «Du musst wissen», sagt Dani, «dass uns Homer Simpson heilig ist. Er ist der ewige Bub, der Bier trinkt, fernsieht und abends mit den Kumpels an der Bar sitzt. Er vermässelt ständig alles und hat trotzdem eine Traumfamilie.»

Den Unernst zelebrieren

Danis andere Heilige sind Agent Jack Bauer aus «24» und vor allem «The Big Lebowski», der unwiderstehliche Dude. Mindestens dreissig Mal hat er den Film gesehen, allein und mit den Kumpels. Einer von ihnen kann ganze Abendunterhaltungen einzig mit Zitaten aus dem Film bestreiten. «Der Dude geht den ganzen Tag im Bademantel herum, kiffte, trinkt White Russian, spielt Bowling und stiehlt sich vor jeder Verantwortung davon», sagt Dani, «das ist die ultimative Glücksfantasie.» Er selber könne «endlos versacken, Zeitung lesen, fernsehen, trinken. Es geht mir dabei nicht un-

bedingt gut, aber manchmal ist da keine Energie für mehr.» Dani hat einen hektischen Job und nur selten Acht-Stunden-Tage. In seinem Arbeitsleben verhält er sich durchaus erwachsen, privat will er ein Leben, in dem Verlässlichkeit so selten wie möglich gefordert ist.

Dass die jugendliche Unbeschwertheit anhalten könnte, hält er für eine Illusion. «Vieles beginnt sich zu wiederholen, Drogen, Frauen. Die Songs, die dich zum Weinen brachten, funktionieren nicht mehr. Ich weiss, dass es

«Ich wünschte, meine Freundin würde zufällig schwanger, denn ich hätte gern ein Kind.»

das Grösste für mich sein wird, wenn ich einmal ein Kind habe. Aber ich müsste mich jetzt für meine Freundin entscheiden, auf mein cooles Leben mit den Kumpels verzichten. Die Vorstellung erschreckt mich. Ich sehe mich eingespart, eingesperrt, weiss Monate im Voraus, dass wir sonntags mit dem Kind bei den Eltern oder Schwiegereltern sein werden. Ich hab die Kraft nicht, diesen Schritt zu tun. Ich wünschte, meine Freundin würde zufällig schwanger, denn ich hätte gern ein Kind. Aber selber würde ich den Entscheid nie fällen können. Deswegen der feige Wunsch.» Auf die Frage, was in seinen Augen ein Mann ist, antwortet der 35-Jährige: «Einer, der sexuell seinen Mann steht, eine Frau im Bett hat, seine Triebe auslebt, seine Frau tröstet und sie beschützt. Einer, der eine Arbeit hat, die ihm Selbstbestätigung gibt, der Fleisch isst und grilliert, der den Unernst des Lebens herstellt und zelebriert.»

Jeder kennt in seiner Umgebung mehr oder weniger junge Männer, die den Unernst des Lebens mit einer Hingabe zelebrieren, die Frauen in völlige Ratlosigkeit stürzt. Diese Männer scheinen nie so glücklich, wie wenn sie mit Kumpels zusammensitzen oder in Videospiele und ins Internet abtauchen. Verbindlichkeiten eingehen, Verantwortung übernehmen, sich für eine Partnerschaft entscheiden, Kinder zeugen – was gemeinhin unter Erwachsensein verstanden wurde, scheint bei immer mehr männlichen Erwachsenen vor allem Beklemmung und Abwehr auszulösen.

Kino und Fernsehen reagierten schnell auf die spasswütigen Bubenmänner. Auf Cary Grant, den König der männlichen Gentlemen, folgte auf der Leinwand eine Generation später Hugh Grant («About a Boy»), der ewig unerwachsene Charmebohlen, der sich durchs Leben albert. Stars wie John Cusack («High Fidelity»), Seth Rogen («Knocked Up»), Owen Wilson und Vince Vaughn («Wedding Crashers») priesen ein unbekümmertes Leben der Männerfreundschaften, in dem Frauen als durchaus kluge und attraktive Wesen auftreten, deren Geniessbarkeit allerdings begrenzt

ist. Denn weibliche sexuelle Lust wird nun fast immer mit der Forderung an den Mann gekoppelt, sich auf sie einzulassen. Was für Frauen eine normale Folge von Verliebtheit ist, erscheint den jugendlichen Männern als lästiger Anspruch. In den neuen Kumpelfilmen – in den USA Bromance-(Brother-Romance-)Movies genannt – sind Frauen ausserhalb des Bettes vor allem nörgelige Kritikerinnen infantiler männlicher Gruppenrituale, deren dringlichstes Anliegen es ist, den Mann seinen Kumpels zu entfremden. Fernsehserien wie «Seinfeld», «Friends», «Grey's Anatomy» oder «Entourage» feiern das kollektive Single-Leben als Dauerzustand, wo die unverbindliche Wohligkeit im Rudel die Sehnsucht nach Liebe, Familie und Kinder wenn nicht ersetzt, so doch weitgehend überspielt. Für das Sexualleben muss der One-Night-Stand genügen.

Über die Frage, wieso Männern die Lust am Erwachsensein so gründlich abhanden gekommen ist, zerbrechen sich Soziologen und Psychologen weltweit den Kopf. Sie kommen zu sehr unterschiedlichen Antworten. Trifft die Vermutung zu, dass Jugendliche keinen Anlass sehen, erwachsen zu werden, weil sie das, was am Erwachsensein einst reizvoll schien, bereits als Jugendliche tun dürfen? Hat recht, wer behauptet, die Frauenemanzipation habe die Männer derart radikal um ihre traditionelle Rolle gebracht, dass viele sich für gar nichts mehr entscheiden können ausser die Kumpelrolle? Und wenn ja, warum ist Männern nicht zuzumuten, genauso über ihre neue Rolle in der Gesellschaft nachzudenken, wie Frauen das seit vierzig Jahren tun? «Es geht darum, den Schalter von Passivität auf Aktivität zu kippen und sich nicht zu fragen, wie es wirkt», sagen die Brüder Andreas und Stephan Lebert, Autoren der «Anleitung zum Männlichsein». «Männer kennen ihre Bedürfnisse nicht. Es geht nicht um den Applaus der Frauen. Wer cool sein will, liegt prinzipiell falsch.»

Luftmatratze statt Leistungsansprüche

Nicht die Emanzipation der Frauen sei der Grund für die neue männliche Kindlichkeit, sagen Wirtschaftswissenschaftler, sondern die neuen beruflichen Anforderungen: Kein Mann kann heute einerseits mobil, dauerhaft erfolgreich und finanziell unabhängig sein und andererseits ein stabiler Familienvater mit einem berechenbaren Lebenslauf, beides einst Gradmesser von Erwachsensein. Das würde zum Teil erklären, warum Männer mit hohem Bildungsgrad deutlich stärker vor familiärer Verantwortung zurückschrecken als weniger Gebildete. Andererseits verdienen inzwischen viel mehr Frauen mit, was den finanziellen Druck auf potenzielle Väter verringert. Offenbar mit nicht sehr weit reichendem Einfluss auf ihre Familienfreudigkeit.

Einen interessanten Erklärungsversuch des Bubenmann-Phänomens unternimmt der

amerikanische Historiker Gary Cross in seinem soeben erschienenen Buch «Men to Boys: The Making of Modern Immaturity». Er vergleicht bei seiner Suche nach Gründen das ideale Männerbild der letzten drei Generationen: Die Vätergeneration, die im Zweiten Weltkrieg eingezogen wurde, die nach Kriegsende geborenen Babyboomers und die auf Reife pfeifenden Bubenmänner von heute.

Cross kommt zum Schluss, dass die wortkargen, strengen Väter der Kriegsgeneration

«Es geht nicht um den Applaus der Frauen. Wer cool sein will, liegt prinzipiell falsch.»

viel zu autoritär waren, um spielerisch mit ihren Kindern umgehen zu können. «Die Maxime «Vater weiss es am besten» war damals so untauglich wie heute», sagt Cross, «diese Väter waren mehr Ernährer als Erzieher.» Ihre Söhne waren Teenager, als Rockmusik und Proteste gegen Autoritäten Mitte der sechziger Jahre auch all jene Jugendlichen aufmüpfig zu machen begannen, die sich für Politik wenig interessierten. Der Slogan «Trau keinem über dreissig» holte jeden Teenager ab. Filmfiguren wie Dustin Hoffman als Ben in «The Graduate», die lieber auf der Luftmatratze im Pool lagen, als die Leistungsansprüche der Väter zu befriedigen, wurden zu Vorbildern der Babyboomer-Generation. Und welcher Teenager war gegen die Forderung nach freien Drogen und freier Sexualität?

Westernheld John Wayne, Idol der Väter, «wurde für uns zum Inbegriff des stummen, autoritären, wenig greifbaren Vaters», schreibt Babyboomer Cross, «aber hat meine Generation wirklich etwas dazu beigetragen, den Begriff «Männlichkeit» zu modernisieren? Die Männer meiner Generation waren nicht nett zu Frauen, weil sie Gleichberechtigung bejahten, sondern weil sie Angst hatten, als Sexisten beschimpft zu werden. Sie waren energielose Feiglinge. Entweder sie machten ihre Frauen zu ihren Müttern, oder sie blieben bei den Eltern wohnen. Wir haben die Verantwortung des Älterwerdens abgelehnt und bejahten die Vergnügungssucht und den Narzissmus der Jugend. Wir haben das Ideal des neuen Mannes nie erfüllt.»

Wer über die Bubenmänner von heute schimpft, den erinnert Cross an Bill Clinton, Hugh Hefner und George W. Bush und fragt, ob jemand sie je als erwachsen empfunden habe. Der Jugendlichkeitswahn habe mit seiner Generation angefangen. Lösungen zu finden, sagt Gary Cross, sei nicht Aufgabe von Historikern, «aber wir sollten einige Dinge neu angehen. Zum Beispiel die nie zu Ende gedachte Vorstellung einer reifen Männlichkeit, die die Hege der Kinder und die Gleichheit zwischen den Geschlechtern begrüsst.» ○

Streik der Musen

Aktmodelle üben eine strenge Arbeit aus. Sie dürfen sich nicht bewegen und müssen trotzdem Emotionen ausstrahlen. In Paris haben die Aktmodelle nun gestreikt. Für einen höheren Stundenlohn. Vor allem aber für die Anerkennung ihrer Tätigkeit als Beruf. Von Stefan Brändle



Zwölf Euro behördlich festgelegter Stundenlohn: Aktmodell in Paris.

Auch Aktmodelle kennen die Angst vor dem ersten Mal. Magali Aviet studierte in Paris Literatur und Filmwissenschaft, als sie in einem holländischen Fachbuch über die Interaktion von Maler und Modell las. «Da merkte ich, dass ich auch an der Entstehung von Kunstwerken teilnehmen wollte», sagt die Französin. «Ich wollte eine Muse werden.» Damals zwanzig Jahre alt, erkundigte sie sich nach seriösen Mal-Adressen wie der Ecole des beaux-arts oder der Grande Chaumière und erhielt bald ein Aufgebots. Am Vorabend habe sie sich immer wieder gesagt: «Wenn ich nur nicht erröte, wenn ich nur nicht zittere!» Am nächsten Morgen sei sie auf das Podest im Saal gestiegen, habe den Kimono von den Schultern fallen lassen und sich, völlig nackt, zu den Zeichnern gekehrt. Die Pose war ihr freigestellt; Magali verschränkte die Arme über dem Kopf und blieb eine Dreiviertelstunde in dieser Position.

Heute ist Magali 27 und geht immer noch der gleichen Tätigkeit nach. Wenn sie jemand fragt: «Was, du posierst nackt?», gibt sie nur noch die Antwort: «Na und?» Sie arbeitet täglich etwa sieben Stunden und oft auch abends in den Pariser Akademien, wo einst Rodin, Giacometti oder Picasso wirkten; der behördlich festgelegte Stundenlohn beträgt zwölf Euro brutto; dazu kommen die Einnahmen aus dem *cornet* (Hörnchen), einem zusammengerollten

Blatt Papier, das nach der Séance bei den Zeichnenden die Runde macht und dem Modell zu einem Trinkgeld verhilft. Alles in allem ergibt das nicht einmal den französischen Mindestlohn von 1300 Euro im Monat.

Vor kurzem hat die Pariser Stadtverwaltung das *cornet* zudem verboten. Offenbar klagten Malstudenten, sie müssten schon genug Einschreibgebühren zahlen. Zahlreiche Aktmodelle – darunter die letzte «Muse» Alberto Giacomettis, ein 65-jähriger Mann – traten Mitte Dezember in den Streik und demonstrierten in Paris bei eisigen Temperaturen. Einige traten trotzdem im Evaskostüm an, nur die rote Gewerkschaftsflagge in der Faust.

Bewegungslose Körper

Auch Magali war (bekleidet) dabei. Das *cornet* habe bisher ein Viertel ihres Einkommens gesichert, erzählt die mit weiblicher Fülle und Natürlichkeit ausgestattete Frau. Ihre Kollegen verzichteten gerne auf das Trinkgeld, verlangten aber als Kompensation eine Anhebung des Stundenlohnes und als berufliche Anerkennung die Zusage eines geschützten Status. Darüber verfügten in Frankreich sogar die Marionettenspieler.

Ist Modellstehen, das heißt Sich-nicht-Bewegen, denn ein Beruf? «Ja, und zwar gerade weil man sich nicht bewegt!», kommt die Ant-

wort wie aus dem Rohr geschossen. «Stehen Sie einmal – in Kleidern, wenn Sie wollen, und ohne Publikum – zehn Minuten lang in einer Kunstpose still, dann werden Sie schon sehen!» Ein Modell brauche keine Ausbildung, doch das Posieren sei harte Arbeit. Ohne einschlafende Glieder und Krämpfe gehe es nicht: «Man muss lernen, mit diesem Schmerz umzugehen, die Muskelspannungen mit millimeterkleinen Bewegungen abzubauen.»

Bevor man es sich versieht, hat Magali eine Position eingenommen, die man aus klassischen Skulpturen kennt; selbst ihr ausgestreckter Arm verharrt in absoluter Bewegungslosigkeit. «Sehen Sie, wie ich das Gewicht ganz leicht verlagere?» Nein, da ist beim besten Willen nichts zu sehen. Magali lacht – natürlich, ohne sich zu rühren. Man müsse eben mit sich im Reinen sein, fügt sie guter Dinge an. Vor allem, wenn man vor anderen Leuten auf die Bühne steigt und seinen Körper entblättert? «Mit Exhibitionismus hat das nichts zu tun», erwidert die geschmackvoll gekleidete Frau. «Exhibitionisten ziehen den Blick der anderen für die eigene Befriedigung auf sich. Bei uns verläuft die Bewegung zentripetal, von den Malenden zum Modell. Wir sind Teil eines kreativen Prozesses. Die Malenden sehen meinen Körper als Linien, Formen, Volumen, Licht.»

Voyeuristische Blicke würde man wiederum unangenehm auf sich spüren, «aber die Malenden sind zu sehr in ihre Zeichnung vertieft, selbst wenn eine nackte Frau einen Meter vor ihrer Nase steht». Zeichnen setze totale Konzentration voraus; und einen menschlichen Körper abzubilden, sei etwas vom Schwierigsten, meint die Freizeitmalerin.

Absolute Konzentration ist auch vom Modell gefordert. «Es genügt nicht, sich hinzuzuläzen und zu warten, bis die Zeit um ist», sagt Magali. «Man muss etwas von sich vermitteln, seine Emotion hinüberbringen – und das in absoluter Körperstarre.» Zwischen zwei Séancen flaniert die junge Muse im Kimono zwischen den Malstafeleien und schaut sich die Entwürfe an. «Wenn man als Modell nicht gut drauf ist, wenn man nichts ausstrahlt oder keine Aura verbreitet, sieht man das dem Werk an. Schauen Sie nur.» Sie schaltet den Computer ein und öffnet eine Website des Bildhauers Jacques Chauvenet. Weisse Gipsbüsten tragen Namen wie «Evasion», «La spirale», «Volute». «Das bin ich», meint sie stolz. «Und das wird von mir bestehen bleiben.» Selbst wenn sie kein Trinkgeld mehr kriegen sollte. ○

«Die Russinnen lieben es dramatisch»

Seit zehn Jahren ist Aliona Doletskaya Chefredaktorin der russischen *Vogue*. Die *Weltwoche* traf sie in Moskau zu einem Gespräch über russischen Geschmack, das Überleben in der Krise und ein delikates Gerücht. *Von Holger Christmann*

Wer in den letzten Jahren einmal in Moskau war, der weiss: Was Mode und Luxus angeht, kann man den Russen nichts mehr vormachen. Eine Auswahl an Kollektionen der angesagtesten Designer, wie sie die Luxuskaufhäuser Tsum und Podium bieten, findet man auch im Westen nur in Ausnahmehäusern wie Barneys in New York. Für die Mode- und Luxushersteller ist Russland das Gelobte Land. Louis Vuitton verkauft in seinem Moskauer Flagship-Store mehr Prêt-à-porter als in jeder anderen Boutique der Welt. Die globale Finanzkrise bereitet zwar auch hier Sorgen: Dennoch bleibt die Branche für die Zukunft froh gestimmt. In wenigen Jahren, so die Prognose, wird der Umsatz an Luxusgütern in Russland und China den der übrigen Welt übertreffen. In diesem Klima gedeiht auch die russische *Vogue* prächtig. Aliona Doletskaya, ihre Chefredaktorin, ist die Stilpäpstin der reichen Russinnen. Die letzten Tage waren hektisch: Zwei Abende hintereinander betreute sie die Gäste der *Vogue*-Geburtstagsparty, darunter Naomi Campbell. Am Tag darauf, auf der Fahrt von ihrer Datscha zu einer Party von Darja Schukowa, der Ausstellungsmacherin und Lebensgefährtin des Milliardärs Roman Abramowitsch, fand Doletskaya auf der Rückbank ihres schwarzen Jaguars Zeit für ein Gespräch.

Frau Doletskaya, Gratulation zum zehnten Geburtstag der *Vogue*. Die russische Ausgabe ist eine der erfolgreichsten der Welt. Sie verkauft sich 200 000-mal im Monat, ist mit 400 bis 600 Seiten Monat für Monat dick wie ein Telefonbuch und hat soeben mit 630 Seiten – davon 340 Anzeigenseiten – einen neuen Rekord aufgestellt. Wie erklären Sie sich den Erfolg?

Der Verlag hat damals in einer schwierigen Zeit an uns geglaubt. Das wurde belohnt. Die erste Ausgabe erschien 1998, genau beim Ausbruch der Finanzkrise. Trotzdem behielt der Verlag das Vertrauen in die Zeitschrift. Zwei Jahre später ging es mit der Wirtschaft rasant bergauf. Und auch mit *Vogue*.

Was unterscheidet die russische *Vogue* von der amerikanischen oder der deutschen?

Jede *Vogue* hat ihren eigenen Stil, der dem Land entspricht. Die Russen haben ihre eigene Mentalität. Darauf muss man Rücksicht nehmen. Die russischen Frauen lieben es dramatisch. Sie sind sehr emotional

und immer hin und her gerissen zwischen Euphorie und Melancholie, Lachen und Weinen. Ausserdem sind sie snobistisch. Wenn sie es sich leisten können, ist ihnen das Beste gerade gut genug. Das muss bedacht sein, wenn man eine Zeitschrift macht. Aus der amerikanischen *Vogue* übernehmen wir nur hin und wieder Geschichten über *celebrities*. Alles andere produzieren wir selbst.

Wie kommt es, dass russische Frauen so viel Wert auf ihr Äusseres legen? Sie sind richtige *fashion victims*.

Modebewusst ja, aber *victims*? Ich glaube nicht, dass sich die russische Frau in der Opferrolle gefällt. Sie weiss recht genau, was sie will. Aber natürlich: Die russischen Frauen hatten so lange keinen Zugang zu schöner Mode und zu Beauty-Produkten. Da gab es einen Nachholbedarf, den die Labels, die hier überall ihre Geschäfte eröffnet haben, und natürlich auch *Vogue*, gedeckt haben. Die Liebe zur Mode liegt allerdings seit je in der DNA der russischen Frau. Schauen Sie sich die prächtigen Kleider der Zarenzeit an oder die Kostüme der reichen Bauern. Selbst die waren nie schlicht, sondern bunt, hochdekorativ und reich an Accessoires. Die Frauen trugen wunderschöne lange Ohrringe und Kokoschniks, einen Kopfschmuck, der mit Perlen besetzt war.

Stört es Sie, wenn im Westen über den Geschmack der Russinnen gelästert wird?

Ich höre höchstens, dass Russinnen zur modischen Übertreibung neigen. Das ist nicht dasselbe wie schlechter Geschmack. Auch die Kreationen von Gianni Versace waren *over-the-top*, und sie revolutionierten die Mode. Aber auch Russland ändert sich. Natürlich sieht man das noch manchmal auf der Strasse: zu viel Mascara, zu viel Lippenstift, zu viel Schmuck. Aber es ist viel seltener geworden.

Ist das auch Ihr Verdienst?

Ich denke schon. Wir zeigen den Frauen, wie man mit Make-up und Accessoires richtig umgeht.

Die Vorliebe für Pelz haben Sie den Russinnen nicht ausreden können.

Warum auch? Pelz ist Teil der russischen Geschichte. Ausserdem ist es kalt in unserem Land. Ich selbst liebe Pelz.

Für Tierschützer haben Sie kein Verständnis?

Mit Pelzen gezüchteter Tiere habe ich kein Problem. Ich bin aber für den Schutz freilebender Tiere, besonders wenn sie auf der

Roten Liste gefährdeter Arten stehen. Tierschützer wissen oft nicht, wogegen sie sind. Sie essen Fleisch, tragen Leder und sorgen sich nicht um die Umwelt, so wie es nötig wäre. Das aber ist ein viel grösseres Problem. **Sie wuchsen in der Sowjetunion auf. Welche Erinnerungen haben Sie an die Mode von damals?**

Ich wuchs sehr privilegiert auf. Meine Eltern gehörten zur Intelligenzija. In meinem Elternhaus gingen Schriftsteller, Schauspieler ein und aus. Mein Vater war Kinderchirurg, Autor und ein grosser Musikliebhaber, meine Mutter Onkologin. Sie war eine wunderschöne Frau, eine Prinzessin aus der königlichen Linie Armeniens. Wir hatten keinen Zugang zu westlicher Mode, aber meine Mutter hatte eine Schneiderin, die die meisten unserer Kleider nähte. Meine Mutter schneiderte auch selbst, und sie brachte es mir bei. Ich schlüpfte gern in die wunderbare Garderobe meiner Grosseltern, stöberte in der Stadt nach Stoffen und nähte sie nach meinem Geschmack um. Der Schauspieler Juri Nikulin, ein Freund unserer Familie, brachte mir von einer Tour nach Australien die ersten Jeans mit. Aber es waren keine Levi's 501, sondern unten ausgestellte mit Nähten auf der Rückseite. Stellen Sie sich meinen ersten Tag an der Universität vor, mit diesen Jeans, einem abgewetzten Business-Hemd, Handschuhen mit abgeschnittenen Fingern und einem unübersehbaren Ehering – ich war einzigartig.

Jedenfalls hatten Sie schon früh einen eigenen Kopf, was Mode angeht. Es gibt da diesen Dialog mit Ihrer Mutter über Ihr erstes Hochzeitskleid, aus dem man schon die künftige *Vogue*-Chefredaktorin heraushört.

Sie wollte, dass ich zur Hochzeit ein blaues Brokatkleid trage. Ich sagte ihr: «Nein, ich trage ein blassrosa Kleid mit winzigen Knöpfen und einer langen Schleppe.» Mama darauf: «Aber blau passt so gut zu deinen Augen.» Ich antwortete: «Nein. Es ist so vulgär, passende Farben zu tragen.»

Sie greifen gern russische Motive auf: Das Jubiläumcover, von Mario Testino fotografiert, erinnert mit seinem Goldhintergrund bewusst an Ikonen. In derselben Ausgabe gab es eine Modestrecke, die ungemein russisch aussah. Dann schaut man sich die Designer an und liest Dolce & Gabbana, Anna Sui, Roberto Cavalli. Wie haben Sie das hinbekommen? >>>



«Ich schlüpfte gern in die wunderbare Garderobe meiner Grosseltern»: Vogue-Chefredaktorin Doletskaya.

Die Designer arbeiten derzeit mit Stoffen und Motiven, die den russischen sehr verwandt sind. Es war mein Briefing, daraus eine russische Strecke zu machen. Aber das ist es auch, was ich meine. Die eigene Identität ist bei *Vogue* sehr wichtig. Dazu muss man auch wissen: Die russische *Vogue* ist anders als die anderen Lizenzausgaben. Sie wird zu hundert Prozent für Russland gemacht.

Jedenfalls ist sie sehr künstlerisch und kreativ gestaltet.

Ich habe aus dem Verlag schon gehört: Sie wollen immer in Schönheit sterben! Sie müssen kommerzieller denken. Dabei denke ich, dass gerade die künstlerische Handschrift ein Teil unseres Erfolgs ist.

Fotografen wie Mario Testino, die für Sie arbeiten, scheinen in die russischen und sowjetischen Motive vernarrt zu sein: goldene Zwiebeltürme, Stalin-Architektur,

Gab es Designer, denen Sie auf ihrem Karriereweg geholfen haben?

Ja, zum Beispiel Nina Donis, einem Designerpaar, und Igor Chapurin.

Warum sieht man dennoch kaum russische Kollektionen in Paris, Mailand, New York?

Es gibt praktisch keine Modeindustrie in Russland. Es gibt weder die Erfahrung noch die handwerklichen Ressourcen, noch die Industrie. Der Aufbau einer Textilbranche gehörte nicht zu den Prioritäten in diesem Land. Es ist ja auch viel billiger, in China zu produzieren, und die Designer, die das tun, wie Yuriy Starikov, sind kommerziell erfolgreich. Die russische Textilindustrie steht ganz am Anfang ihrer Entwicklung.

Welche russischen Designer sollte man im Westen kennen?

Igor Chapurin, Alena Akhmadullina, Nina Donis und Denis Simachev.

Aliona Doletskaya

Aliona Doletskaya, 54, studierte englische Philologie in Moskau und schloss ihr Studium mit einer vergleichenden Arbeit über englische und russische Rhetorik ab. Sie übersetzte englische und amerikanische Literatur, arbeitete für Radio BBC und RTL, war PR-Beraterin des Diamantenherstellers De Beers. Seit Dezember 1997 ist sie Chefredaktorin von *Vogue* Russland. Ihre Ausgabe gilt als eine der erfolgreichsten weltweit, das Magazin ist mit 400 bis 600 Seiten Umfang regelmässig so dick wie ein Telefonbuch. Doletskaya wird seit dem Aufkommen der Gerüchte um ein Absetzen von *US-Vogue*-Chefredaktorin Anna Wintour als deren mögliche Nachfolgerin gehandelt.

Einfach zuverlässig

99% Netzabdeckung garantiert.

Informieren Sie sich über unsere Mobilangebote in Ihrem Sunrise center.



Einfach kraftvoll



Sony Ericsson G705

Monate 24	Sunrise zero CHF 1.-
--------------	--------------------------------

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 448.-

- 3,2-Megapixel-Kamera
- Media-Player, FM-Radio mit RDS
- Quadband, HSDPA, A-GPS

Informieren Sie sich in Ihrem Sunrise center oder unter www.sunrise.ch

Einfach aktiv



Sony Ericsson W595

Monate 12	Sunrise zero plus CHF 1.-
--------------	-------------------------------------

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 348.-

- Walkman Handy
- 3,2-Megapixel-Kamera, Bluetooth, FM-Radio
- Quadband, EDGE, HSPDA

Informieren Sie sich in Ihrem Sunrise center oder unter www.sunrise.ch

Handyangebote, Details zu: Sunrise zero CHF 25.- Abogebühr/Mt. oder Sunrise zero plus CHF 50.- Abogebühr/Mt. Weitere Infos unter www.sunrise.ch

kyrillisch beschriftete Schilder, Kosmonauten-Nostalgie. Und dazwischen grazile russische Models. Warum sind Russinnen in der Modeindustrie so gefragt?

Zum einen, weil sie schön sind. Sie haben diesen geheimnisvollen Look: hohe Wangenknochen und diese faszinierenden Wolfsaugen. Sie sind fleissig und machen ihre Arbeit mit Hingabe. Und sie haben diese russische Emotionalität. Anna Selezneva, zum Beispiel, die auf dem Cover der September-Ausgabe war. Sie ist wunderschön und dabei witzig, spontan, offen, fröhlich, ironisch. Das ist auch für die Designer und Fotografen sehr wichtig. Die wollen nicht mit einer toten Puppe zu tun haben, sondern mit einer netten Persönlichkeit. Riccardo Tisci, der Designer von Givenchy, hat mir gesagt, wie sehr er Natasha Poly liebt. Auch ich arbeite viel mit ihr.

Wie hat sich das Selbstverständnis der russischen Frauen seit dem Ende der Sowjetunion verändert? In Russland arbeiten ja nach einer Uno-Statistik mehr Frauen in mittleren und oberen Managementpositionen als irgendwo sonst in Europa.

Ja. Frauen werden mehr respektiert als früher. Sie sind heute selbst erfolgreich. Sie arbeiten in Management, PR, Marketing, Bankgeschäft – alles moderne Berufe, wo Frauen ihr Talent zeigen können. Sie arbeiten oft härter, sind loyaler und engagierter als ihre männlichen Kollegen. Wenn man sich dann auch noch die Schönheit unserer Frauen ansieht: Was für ein fantastisches Ergebnis! Es müsste aber noch mehr Frauen in gehobenen Positionen geben. Nehmen Sie Mehriban Alijewa, die Frau des Präsidenten von Aserbaidschan. Sie ist beeindruckend schön, belesen, spricht mehrere Sprachen,

ausserdem ist sie eine begabte Managerin, und sie liebt Mode – eine extrem eindrucksvolle Frau. Das mag politisch nicht korrekt sein, aber ich glaube, sie wäre eine wunderbare Präsidentin ihres Landes, und ihre Wahl wäre ein Signal für viele Frauen, auch in Russland. Erstaunlich, dass sich auch im Kaukasus einiges bewegt. Was ich damit sagen will, ist: Frauen haben heute so viele Möglichkeiten, sich zu entfalten – sie können tolle Mütter und erfolgreiche Managerinnen sein. Und wir ermuntern sie, ihre Möglichkeiten zu nutzen.

Wie steht es um die russischen Männer? Was wünschen Sie sich von denen?

Dass sie sich endlich mehr um ihre Frauen kümmern.

Ein anderes Thema: Die *Vogue*-Geburtstagsparty war überschattet von der Weltfinanzkrise. Merken Sie die bereits?

Ein paar Sponsoren sind abgesprungen, einige Modemacher aus dem Westen kamen nicht. Auch die sind disziplinierter mit Ausgaben. Aber gratuliert haben sie alle. Ich bekam wunderbare Briefe. Und die Party war trotzdem ein toller Erfolg. Riccardo Tisci, der Designer von Givenchy, war da, Ennio Capasa, Gründer und Designer von Costume National, Naomi Campbell, Camilla al-Fayed und eine handverlesene Auswahl russischer Gäste aus Kultur, Mode und Big Business, alles Menschen, die eines gemeinsam haben: die Liebe zu Stil und Schönheit. Was mich noch mehr überrascht hat. Auch die Charity-Auktion war ein voller Erfolg.

Wie sieht es im täglichen Geschäft aus?

Die Anzeigenseiten gehen ein wenig zurück, aber nicht dramatisch. Hauptsächlich bei Immobilien- und Autoanzeigen

Wie erleben Ihre reichen Freunde die Situation?

Sie wurden überrascht von der Heftigkeit der Krise. Sie sagen, dass wir an einem Wendepunkt stehen, der dramatisch ist. Wenn jemand gerade noch drei, vier Fabriken hatte und die sind von einem auf den anderen Tag nichts mehr wert, dann ist das psychologisch schwierig. Aber es gibt eine Widerstandsfähigkeit in der russischen Seele. Wir haben so viele Krisen und Katastrophen erlebt, wir können leichter mit Rückschlägen umgehen. Meine Generation kennt noch die Zeit, wo es selbst in Moskau, und erst recht in Restrußland, noch keine Supermärkte westlichen Standards gab. Für ein gutes Stück Fleisch brauchte man Beziehungen. Schwieriger stelle ich mir das für die Amerikaner vor, die an so viele Garantien gewöhnt sind. So einen Lebensstandard hat die breite Bevölkerung hier nie erreicht. Auf

Wie verstehen Sie sich mit Ihren Chefredaktor-Kolleginnen in New York, Paris und London?

Sehr gut. Wir respektieren uns, tauschen uns aus. Jede macht ihre eigene *Vogue*, jede hat ihre eigenen Ambitionen.

Apropos Ambitionen: Sie werden als heisse Anwärterin für die Nachfolge von Anna Wintour gehandelt, der bereits legendären Chefredaktorin der amerikanischen *Vogue*. Dann wären Sie die einflussreichste Frau der Modewelt. Fühlen Sie sich durch solche Gerüchten geehrt?

Sie beziehen sich auf den Artikel in der *New York Times*. Was mich ehrt, ist, dass er sich sehr anerkennend über die russische *Vogue* geäußert hat. Grundsätzlich kann man sagen: Wir Russinnen sind anpassungsfähig, wir reisen viel, sprechen Sprachen. Und wenn man etwas gut macht, macht man

Einfach Business



Samsung B2700

Monate 12 Sunrise zero CHF **1.-**

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 348.-

- Robustes Outdoor-Handy (IP54 Standard)
- Kompass, Höhenmeter, Taschenlampe integriert
- Quadband, UMTS, Bluetooth

Informieren Sie sich in Ihrem Sunrise center oder unter www.sunrise.ch

Einfach vollendet



Samsung SGH-F480

Monate 24 Sunrise zero CHF **1.-**

exkl. SIM-Karte CHF 40.-, ohne Abo CHF 498.-

- 5,0-Megapixel-Kamera
- Full-Touchscreen
- Bluetooth, HSDPA

Informieren Sie sich in Ihrem Sunrise center oder unter www.sunrise.ch

Einfach sparen



K-Tipp und Comparis bestätigen: Die Kombiangebote von Sunrise sind am günstigsten.

In einem Artikel des K-Tipp vom 26.11.2008 steht es schwarz auf weiss: Wer Festnetz- und Mobiltelefonie plus Internet von Sunrise bezieht, kann viel Geld sparen.

Profitieren auch Sie: Lassen Sie sich jetzt im Sunrise center beraten.

Sunrise

spürt man es. Die Modeanzeigen sind bislang nicht betroffen.

Wird sich die Mode durch die Krise verändern? Man redet ja schon von Crisis-Chic.

Die Leute werden weniger kaufen und erschwinglichere Marken. Jetzt bricht auch in Russland die Zeit der Gaps, Nexts und Topshops dieser Welt an.

Das heisst, es gibt in der *Vogue* neben Gucci, Marc Jacobs und Balenciaga demnächst Mode von H&M zu sehen?

Wir haben gerade eine Story mit Gap und H&M fotografiert. Wir zeigen, wie man Prêt-à-porter mit High-Street-Mode kombiniert. Darum geht es doch immer: Wir stellen der Leserin Möglichkeiten vor. Dann liegt es an ihr, selbst zu erkennen: Ja, dieser Look, das bin ich. Ich habe es schon immer gern gesehen, wenn Frauen Prêt-à-porter und High-Street gut kombinieren.

jeden Fall gibt es keinen Grund, nicht auch in diesen Zeiten gut gekleidet zu sein – auch mit schmalere Budget.

Sie reisen viel. Was kann Russland vom Westen lernen?

Die effizienten und professionellen Abläufe. Davon können wir viel lernen. Die Europäer könnten sich wiederum von uns Russen abschauen, offener zu sein, menschlicher und spontaner. Ich bin immer wieder überrascht, wie wenig die Welt über Russland weiss. Anfangs hat man uns vor allem in New York gar nicht beachtet. Sie ahnen nicht, wie schwierig es war, Karten für die Fashion Week zu bekommen. Die russische *Vogue* war damals nicht wichtig genug. Ich möchte keine Namen nennen, aber weise war das nicht. Zum Glück hat sich das längst geändert. Wir sitzen in der ersten Reihe. Und die Bedeutung des russischen Marktes ist allseits bekannt.

es überall gut. Aber das bereitet mir im Moment kein Kopfzerbrechen.

Wann ist für Sie eine Ausgabe der *Vogue* gut gelungen?

Sie muss einzigartige Fotografie mit Journalismus vereinen, der für das jeweilige Land relevant ist. Und die *Vogue* darf nicht zu glatt sein, sie muss auch Ecken und Kanten haben, überraschen, provozieren.

Holger Christmann war Erfinder und Entwicklungschef des Magazins *Park Avenue*. Er berät heute deutsche Verlage.



Mit der Sanftmut der Filme von Aki Kaurismäki: «MS Banana Split» in der Nähe der Stadt Lahti.



Warten auf Finnisch

Von Daniele Muscionico

Aatto juhlista jaloin. Der Vorabend ist das Schönste Fest, sagen die Finnen. Nicht nur am Jahreswechsel. In Finnland herrscht neun Monate lang Winter. Von den Finnen lernen heisst warten lernen.

Dieses Schiff liegt in der Nähe der Stadt Lahti, am Ufer des Sees Vesijärvi oder an einem der zahllosen anderen. Hier wartet es mit der Sanftmut der Filme von Aki Kaurismäki. Gleichmütig, dösig, aus Ostsüdost streichelt der Wind den Bug, die Windstärke ein Beaufort. In der kalten Wintersonne schaukelt es auf dem Wasser, das unter dem Eis sich gurgelnde Geschichten erzählt von einsamen Menschen, die kalten Weisswein trinken und rauchen, eine Zigarette nach der anderen.

Das Schiff heisst «Banana Split», genau so wie der Eisbecher, der aus der amerikanischen Küche kommt. Ein Schiff in Finnland «Banana Split» zu taufen, scheint exotisch, aber es «Coq au Vin» zu rufen, nur so als Beispiel, das wäre unsinnig. Denn zwischen einem Bananensplit und dem Winter besteht immerhin ein Zusammenhang. Den Eisbecher hat ein Restaurantbesitzer in Ohio Anfang des letzten Jahrhunderts erfunden, um die Schüler der Stadt während der langen Wintertage bei Laune zu halten. Und so wartet die «MS Banana Split», in einer leeren Landschaft im eisigen Wasser, bis es Frühling wird. Dann wird auf den Planken wieder getrunken, und das Mädchen aus der Streichholzfabrik geht auf Stimmungsreise und tanzt zur Musik der Leningrad Cowboys oder der Korpiklaani, der Band, die aus Lahti kommt. Die Korpiklaani-Jungs haben langes Haar, treten mit Elchgeweihen auf und singen Texte über die Mutter Erde oder die Waldgeister. Korpiklaani heisst so viel wie «Klan des Waldes», und vielleicht werden die Musiker ja einmal so berühmt wie die Leningrad Cowboys. Wenn, dann hat die «Banana Split» das Ihre dazu beigetragen.

Bis es so weit ist und der Frühling kommt, wird Zeit vergehen. Und mit jedem Tag wird das, worauf wir warten, wichtiger. Das hat das Warten an sich: Wartezeit erhöht den Wert des Erwarteten. Und das Warten führt oft zu einem unerwarteten Ertrag. Schon manch einer hat beim Warten die Bedeutung der Zeit entdeckt. *Maailmaa on jos jonnekin päin, sanoi akka, kun kepillä saunanluukusta koitti.* Das sagen die Finnen, nicht nur am Jahreswechsel. Wie ist die Welt doch gross und weit, sprach die Alte, als sie einen Stock zur Saunaluke hinaussteckte.

Jussi Puikkonen: On Vacation. Edition Patrick Frey

Mann in High Heels

Von Güzin Kar

Das Hubertchen hat das Kleine-Männer-Syndrom.» – «Was weder neu noch erstaunlich ist.» – «Seit unserer Trennung ist es schlimmer geworden. Dieses herrische Gehabe, dieses Befehleschwingen. Kaum dreht man sich um, hat er ein Land überfallen und Völker unterworfen. Mit Haarteil und hohen Absätzen.»

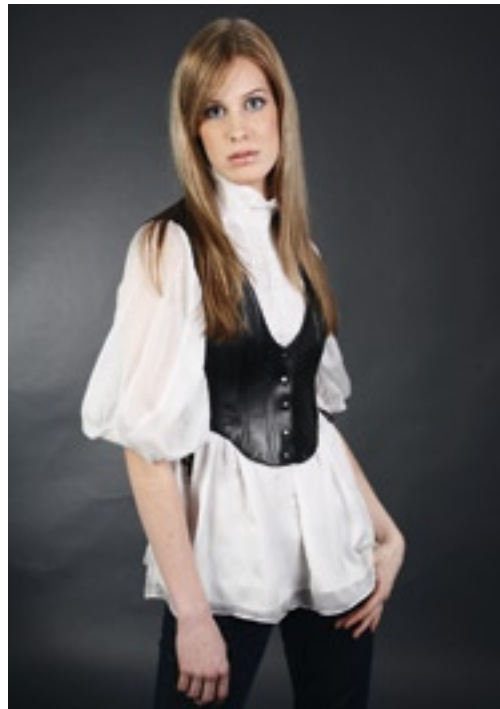
«Und das hat nichts damit zu tun, dass du seine Zeitung immer zuoberst auf die Briefkästen legst, wo er nicht hinkommt?» – «Und wenn schon. Was muss so ein Zwerg auch Zeitung lesen? Soll er doch eine Briefmarke aufschlagen.» – «Sei doch nicht so gemein zum Hubertchen.» – «Du weisst noch gar nicht, was das Hubertchen neulich getan hat. Es hat eine Escort-Dame nach Hause bestellt. Ein drei Meter langer Stecken, der aussah wie ein umgebauter russischer Leichtathlet!» – «Auch ein kleiner Mann ist ein Mann. Auch er will gehetzt und geliebt werden.» – «Ich sag ja nichts. Aber du hättest mal sehen sollen, wie sich das Hubertchen aufführte, als ich das Burt-Reynolds-Double anschleppte.» – «Was? Wie kommst du denn zu so was?» – «Wo findet man einen Schnauzer mit Mann dahinter? Vor einem Obdachlosenheim.» – «Ich kann den Zusammenhang nicht erkennen.» – «Ich auch nicht. Aber er stand dort und hatte kein Geld für eine Übernachtung. Da schlug mein christliches Herz ganz wild.» – «Warst du nicht eben noch muslimisch?» – «Genau das sagte das Hubertchen auch. Als ich nämlich den Mann und dessen kümmerliche Habe nach Hause brachte, stand das Hubertchen auf der Treppe und sagte: «Dieser Mann ist erstens ein unangemeldeter Untermieter und zweitens ein Andersgläubiger, also für Sie doppelt verboten.» – «Drittens geriete meine gesamte anatolische Verwandtschaft in Verzückung ob seiner Prachtsborsten über den Lippen», habe ich gesagt.» – «Und dann?»

«Dann trat der russische Leitathlet in die Tür und gemahnte das Hubertchen an die gebuchte Zeit.» – «Versucht ihr euch gegenseitig eifersüchtig zu machen?» – «Ach was! Ich habe ihm später sogar einen Feldstecher gebracht und gesagt: «Sonst sehen Sie ja gar nichts, nicht einmal, wenn Sie direkt unterm Röckchen des Fräuleins stehen.» – «Hat er sich gefreut?» – «Nein, er brachte mir flugs eine Wurst und sagte: «Aus Truthahn. Schweinswürste sind für Sie ja tabu.» – «Fatma, mag sein, dass er das Kleine-Männer-Syndrom hat, aber hast du den Grosse-Weiber-Komplex?» – «Nein, einfach nur Hunger. Hunger auf Fleisch.»

Güzin Kar ist Drehbuchautorin und Regisseurin. Mehr von Güzin Kar auf www.guzinkar.com

Namen

Alessandra Kessler — «Sie haben den Ford-Supermodel-Wettbewerb 2008 gewonnen, herzliche Gratulation. Wobei erwische ich Sie gerade?» – «Ich bin auf dem Weg zur Arbeit.» – «Also zum Ballett-Training?» – «Nein. Nebst der Ausbildung als Tänzerin habe ich zwei Nebenjobs: Ich unterrichte Eiskunstläufer in Choreografie und arbeite in einem Café. Meine Schicht geht gleich los.» – «Machen Sie mehr Trinkgeld als Ihre Kolleginnen?» – «Ich mache schon gut Trinkgeld, aber über die Höhe redet man eigentlich nicht. Und mehr als bei meinen Kolleginnen ist das glaub auch nicht.» – «Sie sind es gewohnt, auf einer Bühne zu stehen. Aber im Unterschied zum Vortanzen müssen Sie auf dem Laufsteg nichts können – ausser gut aussehen.» – «Also so einfach ist das Gehen auf dem Laufsteg nun auch wieder nicht. Es soll aber so aussehen.» – «Weshalb wollen bloss so viele junge Frauen Model werden?» – «Man



Ford-Supermodel: Alessandra Kessler.

sieht halt die glamouröse Seite und die schönen Kleider, das reizt einen schon. Obschon ich mir bewusst bin, dass es auch Schattenseiten gibt. Versuchen wollte ich es trotzdem.» (bwe)

Caroline Kennedy — Als die 51-Jährige Interesse an Hillary Clintons Senatssitz in New York anmeldete, zweifelte niemand, dass ihre Prominenz jeden Konkurrenten überstrahlen würde. Als die politisch unerfahrene Präsidententochter wissen liess, sie beantworte nur schriftlich eingereichte Journalistenfragen, war das Wohlwollen der Medien allerdings blitzschnell dahin. «Sie benimmt sich wie eine intellektuelle Sarah Palin», höhnte die *Daily News*, während die *Washington Times* wettete,

Kennedy verlasse sich einzig auf ihre Abstammung. Ebenfalls ungehalten war der demokratische Kongressabgeordnete Gary Ackerman: «Ich weiss nicht, was ihre Qualifikationen sind, ausser dass ihr Name bekannt ist. Aber das ist der von J. Lo auch.» (bs)

Carrie Fisher — Ihre Eltern Debbie Reynolds und Eddie Fisher waren ein legendäres Sängerehepaar, ehe der Vater mit Liz Taylor durchbrannte. Die Tochter wurde als Prinzessin Leia in der «Star Wars»-Trilogie bekannt, war aber



Witzige Schreiberin: Carrie Fisher.

an Schauspielerei viel weniger interessiert als am Schreiben. Ihr weitgehend autobiografisches Buch «Postcards from the Edge» wurde ein Bestseller, die Verfilmung mit Meryl Streep für zwei Oscars nominiert. Jetzt legt Carrie Fisher, die sich als kleine, manisch-depressive und ehemals drogensüchtige Halbjüdin bezeichnet und als eine der witzigsten Drehbuchautorinnen Hollywoods gilt, ihre Memoiren vor. Zitat: «Der Arzt, der mir den Magen ausgepumpt hatte, schenkte mir Blumen mit einer Karte, auf der stand: «Ich weiss, dass Sie eine warme und sensible Frau sind.» Und das allein aufgrund meines Mageninhalts.» (bs)

Pamela Anderson — Die ehemalige «Baywatch»-Nixe liess ja unlängst verlauten, dass sie sich ein neues Image zulegen möchte. Also nicht mehr länger bloss Brust raus und das Blondhaar geschüttelt, von nun an ist mehr Substanz gefragt. Das haut allerdings noch nicht so ganz hin, an der Art Miami jedenfalls trat sie kurz darauf in einem Mikro-Mini auf und präsentierte den Fotografen ihr Höschen. Nun denn, das kann man ihr nicht übelnehmen, es dauert in der Regel eine Weile, bis man sich einstudierete Verhaltensweisen abgewöhnt hat. Wenn sie

das indes bloss schafft, bis die neuste Werbekampagne von Vivienne Westwood im Kasten ist. Die Grand Old Lady des Punk hat nämlich Mrs Anderson als Testimonial für die Frühjahrskollektion verpflichtet, nachdem sie die Berufsblondine in einem ihrer Entwürfe gesehen hatte und gänzlich hingerissen gewesen war. Deshalb soll jetzt Anderson gemeinsam mit Westwood und deren Gatten Andreas Kronthaler von Starfotograf Juergen Teller abgelichtet werden. Voraussetzung ist aber eben, dass Anderson nicht tut, was normalerweise reflexartig über sie kommt, wenn sie ein Blitzlicht sieht: sich die Kleider vom Leibe zu reissen. (bwe)

Stefano Gabbana — Die eine Hälfte des Mode-Duos Dolce & Gabbana hatte kürzlich ein einschneidendes Erlebnis. Signor Gabbana betrachtete in Mailand das Schaufenster einer seiner eigenen Boutiquen, und was er sah, gefiel ihm nicht. Er entdeckte da nämlich: Shorts. Im Dezember. Absurd, befand der Designer, das gehe ja völlig an den Bedürfnissen der Kundschaft vorbei. «Das macht einfach keinen Sinn. Ich habe ja an Weihnachten auch keine Lust auf Erdbeeren oder Kirschen. Ich will entsprechend der Saison essen, mich kleiden und leben. Wir sollten alle einen Moment innehalten und über dieses ständige Wollen nachdenken. Das ist doch komplett verrückt. Wofür soll das gut sein? Für wen?» Der Mann hat ja recht. Erst recht, wenn er die Entwicklung des Modebusiness in den letzten zwei, drei Jahren als «zagedröhnt» bezeichnet, weil die Kollektionen in immer schnelleren Abständen auf den Markt geworfen wurden, und sagt, dass also dringend mehr «Fokussierung» nötig sei. Dumm ist nur, dass Gabbana mit dieser Einsicht am Ast sägt, auf dem er selbst sehr komfortabel thront. (bwe)



Einschneidendes Erlebnis: Stefano Gabbana.



Mein St. Moritz (Teil 1)

Unser Kolumnist berichtet von dem Ort, an dem jemand wie unser Kolumnist zurzeit natürlich sein muss.

Von Mark van Huisseling

Vergangene Woche war ich in St. Moritz, ich war Gast im «Carlton», meinem liebsten Fünf-Sterne-Haus am Platz. Ich könnte jetzt schreiben, die Tage vor Weihnachten seien die besten, weil alle Restaurants offen und alle Lifts in Betrieb, aber erst wenig Gäste im Ort seien. «Man findet noch seine Ruhe, muss nicht jeden Abend an einen Cocktail oder ein Dinner mit *fancy friends*... Ist ja schön und gut, wenn man beliebt und bekannt ist, nur anstrengend – verstehst du?» Schreibe ich aber nicht, man will ja nicht auf Kurt Aeschbacher oder Melanie Winiger machen, nicht wahr?

Ich ging Mittag essen im «Chasellas». Ausser mir gab es noch sechs weitere Gäste in dem Restaurant, das zum Hotel «Suvretta House» gehört. Eine davon war **Lindsey Vonn**, die beste Skirennfahrerin der Welt (*Tages-Anzeiger*; zirka eine Stunde zuvor im Slalom ausgeschieden). Die Kellnerin, eine Deutsche, fragte «Where are you from» und so. Um ehrlich zu sein (also wie immer), ich erkannte sie auch nicht. (Aber ich hatte eine Begleitung, die wusste, wer sie ist, das war Glück.) Irgendwie ist das das Kreuz sogenannter Leistungs prominenter: Man kennt sie nicht. Ich bin fast sicher, nebenbei, dass eine Nichtleistungs prominente, beispielsweise Gina-Lisa Lohfink von «Germany's Next Topmodel», ohne Probleme erkannt worden wäre. Und für ihre Röstli mit zwei Spiegeleiern nicht hätte bezahlen müssen. (Oder wenigstens für den Kaffee nicht, das ist schliesslich St. Moritz.)

Am Abend fuhr ich nach Plaun da Lej, einem Ort zwischen Sils und Maloja, bestehend aus

zirka gleich vielen Häusern wie Wörtern im Namen. Dort gibt es das «Ristorante Murtaröl», «the top fish of St. Moritz» (Eigenwerbung, kann ich aber unterschreiben). Bevor Fische und Krustentiere auf dem Teller liegen, kann man diese in Aquarien und Steintrögen im Schnee hinter dem Haus anschauen. Dazu durchquert man die Küche, das ist interessant. Ich meine nicht bloss, weil man lernt, wie viele Punkte auf der Sauberkeitsskala das Lokal verdient (ungefähr achteinhalb oder neun, findet MvH). Sondern wie viele Punkte auf der *hot-or-not*-Skala die Begleitung verdient – Restaurantküchen sind im Grunde die letzte Macker-Umgebung (vergessen Sie Baustellen, zu viele gläubige Muslime heutzutage). Ich sage nicht, wie viele Punkte meine Begleitung gescort hat, ein bisschen Bescheidenheit muss sein, sogar bei mir. (Nur so viel: mehr, als ich für Sauberkeit vergab. Danach schmeckte der Steinbutt für zwei noch besser.)

Nächster Halt auf dem Parcours: die «Renaissance-Bar – Davidoff Lounge» im «Palace». Man sagt dem Lokal nicht so, ich weiss, man spricht von «Marios Bar», aber ich finde, Präzision in der Sprache hat was – und Sponsoren soll man nennen (MvH, für die, die es interessiert, sucht ebenfalls Sponsoren, die er dann nennen wird; Angebote an geheimnisse@markvanhuisseling.ch). In Marios Bar, nebenbei, kann man sich leicht als Bustourist outen. Falls man in Jacke oder Mantel eintritt, statt diese draussen abzulegen, auf einen der bereitstehenden Stühle. Oder falls man sagt: «Das ist eine Moncler, die gebe ich nicht her.» Ich meine, das ist das «Palace» – Moncler kommt so wenig weg wie *mon* Nerz. (Doch wahrscheinlich versteht einen die Bedienung sowieso nicht – sie spricht *italiano solamente*.)

Und endlich war ich im «La Baracca», über das man prima streiten kann – recht viele Leute sagen, sie mögen dieses Restaurant nicht (lange Tische, Bänke ohne Rückenlehne, man muss möglicherweise neben fremden Menschen sitzen). Wenn man hinget, ist es dann natürlich voll – ein Fall von *nobody goes there no more, it's too crowded* (keiner geht mehr hin, es ist zu überlaufen). Mir gefällt «La Baracca» («Bauarbeiterbaracke auf Parkplatz West», St. Moritz-Homepage), mir schmeckt das Essen («ehrliche Kost», ebd.). Weitere besondere Vorkommnisse: keine. Am Tisch neben mir sass **Willy Bogner** mit seiner Frau **Sonia**.

Kommende Woche erzähle ich vom Silvesterabend, keine Angst (es wird vermutlich eine Namedropper-Kolumne – wie man es sich von MvH wünscht also). Ich wünsche auch Ihnen einen glücklichen Silvester, wo und wie immer Sie ihn verbringen, und nur das Beste zum neuen Jahr.

Im Internet

Mehr von MvH auf www.weltwoche.ch

Lydia Hearst

Von *Alix Sharkey*

Vielleicht war es unvermeidlich, dass Lydia Hearst ins Rampenlicht geriet. Ihr Urgrossvater war William Randolph Hearst, der Gründer des Hearst-Verlagsimperiums und Vorbild des superreichen Egomane in «Citizen Kane». Wegen ihrer mit neunzehn Jahren entführten Mutter Patty wurde eine landesweite Fahndung ausgeschrieben, bevor sich diese mit ihren revolutionären Kidnappern zusammentat und zum reichsten Menschen wurde, der je wegen eines bewaffneten Banküberfalls verurteilt wurde.

Die in Neuengland aufgewachsene Lydia kam 2004 erstmals in die Schlagzeilen, als Steven Meisel sie für den Titel der italienischen *Vogue* fotografierte, was ihre Modelkarriere in Gang brachte. Seitdem hat sie Laufstege in New York, Paris und Mailand beschritten, war in Kampagnen für Prada, Moschino, Bottega Veneta und Cavalli zu sehen und entwarf Handtaschen für Puma. Im Oktober 2008 zierte sie das Titelbild der deutschen *Elle*, ausserdem verkörpert sie das britische Dessouslabel Myla.

Da die 24-Jährige ein Faible dafür hat, sich halbnackt in der Öffentlichkeit zu zeigen, ist es kein Wunder, dass vor ihrem Apartmentblock in der West 57th Street Scharen von Paparazzi ihr Lager aufgeschlagen haben, direkt gegenüber der Hearst-Konzernzentrale, wo sie für 1,5 Millionen Dollar eine Drei-Zimmer-Luxuswohnung erstanden hat. Bis vor kurzem verfasste sie die Kolumne «Die Hearst-Chroniken» in der Zeitschrift *Page Six*, schilderte Jetsetleben und Probleme; verärgert darüber, mit Paris Hilton in einen Topf geworfen zu werden, schrieb sie etwa: «Ich bin ein Supermodel und kann das mit Preisen beweisen, und sie ist ein Star. Da gibt es keinen Vergleich.»

Lydias Karriere als Journalistin entgleiste jedoch, als sie sich über Konzernpartys mitten in der Wirtschaftskrise aufregte: «Die Hearst Corporation, die meiner Familie gehört, veranstaltet rauschende Feste, stellt gleichzeitig aber Zeitschriften wie *Cosmo Girl* ein. Objektiv betrachtet, ist das ausschweifend.» Binnen weniger Tage dankte eine betretene Lydia ab und leugnete, den Text geschrieben zu haben.

Lydiologen werden nicht lange warten müssen, bis sie wieder auftaucht; momentan macht sie ein Praktikum bei der Lifestyle-Zeitschrift *Black Book*. Ihr Geltungsbedürfnis bringt eine satirische Schlagzeile der Gawker-Website auf den Punkt: «Blamabler Garderobendefekt lässt Lydia Hearsts Nippel unenthüllt!»

Aus dem Englischen von **Ulrich Blumenbach**
Illustration: **René Habermacher**



Halbnackt in der Öffentlichkeit: Supermodel Hearst.

High Life im Schnee

Von Jürg Zbinden

«Alles fährt Ski, alles fährt Ski, Ski fährt die ganze Nation», warfen sich Deutsche, Österreicher und Schweizer unisono in die Brust, wenn der Schlagersänger Vico Torriani aus der Flimmerkiste strahlende Tourismuslaune verströmte. Wir schienen noch ein Quäntchen stolzer, weil Vico († 1998) einer der Unsern war. Als jedoch das Snowboard seinen Siegeszug um die Welt antrat, landeten die Verkaufszahlen allmählich im Keller. An den Olympischen Winterspielen 2006 machten nicht etwa die Nachfolger von Bernhard Russi oder Pirmin Zurbriggen Furore, sondern die überboardenden Gebrüder Schoch. Jetzt entdeckt eine neue Generation das Vergnügen, ihre Spuren wieder parallel in den Schnee zu zeichnen. Im Weltcup-Zirkus heisst die Trendsetterin Lara Gut.

1 — Effektiv voll wattiert für das Après-Ski in Aspen, Vail, Gstaad oder St. Moritz ist der Gentleman in der schwarzen Daunenjacke (Fr. 879.–) aus dem hohen Norden. Sie stammt vom jungen Schweden Johan Lindeberg, ebenso der darunter sitzende Smoking (Fr. 898.–) sowie das blütenweisse Hemd (Fr. 198.–) samt Fliege (Fr. 139.–). Alles bei Apartment, Löwenstr. 1, Zürich.

2 und 3 — Die Bretter, die die Welt bedeuten, stehen bekanntlich für die Bühne. Zum alpinen Bühnenstar wird, wer den eleganten Zai von Simon Jacomet unter den klobigen Füssen weiss. Mit dem Disentiser High-End-Ski brettert man nicht die Piste hinunter, vielmehr möge man stilistisch einwandfrei seine Bahnen und sämtliche Blicke auf sich ziehen. Der «Zai vienu» (vienu = rätoromanisch für hin und her) ist sehr laufruhig, und er bewältigt mühelos die steilsten Hänge. Der Preis: Fr. 3300.–. Den «Hublot All Black by Zai», limitiert auf 111 Paar, gibt es nur im Paket (Ski, Bindung, extraleichte Stöcke inkl. exklusiven Ski-sacks) für Fr. 8000.–. Zai bei Och Sport AG, Bahnhofstr. 56 in Zürich, und in tonangebenden Schweizer Wintersportorten.

4 und 5 — Zu einem richtigen Mann gehört ein Flachmann. Die Flasche von Mertens fasst 150 ml Schnaps, ist aus Edelstahl und für ein paar ordentliche Schlucke gut. Ohne Schnaps kostet sie Fr. 93.50. Genauso wärmend wirkt die Kuschedecke (120 × 180 cm) aus Kaschmir. Alles erhältlich bei Füglistaller, Werdmühlestr. 4, Zürich.



«25 bis 30 Krawatten sollte man schon haben»

Horst Fetzer, der Kreative hinter dem Label Windsor Men, mit Sitz im thurgauischen Kreuzlingen, über Massanzüge, Herrenbeine und die drohende Inflation des Karomusters.



«Gentlemen achten auf ihre Socken»: Modedesigner Fetzer.

Nächstes Jahr wird die Marke Windsor 120 Jahre alt. Womit hält sich die Seniorin fit?

Eine provokative Frage. Wir definieren den Look und die Idee von Saison zu Saison immer wieder neu. Man muss allerdings aufpassen, dass man nicht mit der Kundschaft altert.

Mit Windsor assoziiert man das englische Königshaus. Schmücken Sie sich mit fremden Federn?

Das ist die grosse Verwechslung, die sicher zum Teil ins Image der Marke hineinspielt. Bis in die Mitte des letzten Jahrhunderts waren die englischen Stoffe das Mass aller Dinge, weltweit. Bis die Italiener Stoffe anboten, die deutlich leichter waren. Windsor hatte sich bis dahin dem britischen *taste* verschrieben, begann dann aber, die Leichtigkeit in den Look zu übernehmen. Heute bildet Windsor ein Dreieck aus *italianità*, *sophistication* und Solidität.

Welches wird der nächste grosse Trend sein bei Männern?

Die Männerwelt wird vor allem mit Farbe, mit Karos in jeder Form übersättigt, von kleinen Vichy-Karos bis zu grossen Tartans. Die Formen insgesamt haben sich schmal und körpernah aufgebaut. Bei Windsor gehen wir zudem immer stärker in die Freizeitmode.

Was ist eigentlich schlimmer: over- oder underdressed?

Beides ist gleich schlimm. Jeder Mensch sollte ein Empfinden dafür entwickeln, mit welchem Kleidungsstil er seinen Charakter unterstreicht.

Die Preise für Anzüge von der Stange klettern kontinuierlich in die Höhe. Ist ein Anzug auf Mass nicht vernünftiger?

Wenn man über das nötige Kleingeld verfügt – in der Londoner Savile Row kommt ein Massanzug auf etwa 3500 Pfund zu ste-

hen –, kann ich das nur jedem empfehlen. Bei Windsor haben wir uns allerdings vor vier Jahren vom Massanzugsgeschäft verabschiedet.

Wo kaufen Sie Ihre Schuhe?

In London. Und auch in einem Schuhladen in Florenz.

Ist das Tragen einer Krawatte Pflicht für den Geschäftsmann?

Nicht mehr. Wobei es Branchen gibt, die einen sehr straffen Dresscode aufrechterhalten. Die Jungen ziehen die ganz schmale Krawatte ja schon fast wieder aus Protest an, um smart zu wirken.

Wie viele Krawatten sind das Minimum?

25, 30 Stück sollte man schon haben.

Was halten Sie von Herren-Foulards?

Wem's gefällt. Man sieht's im Moment sehr oft. Auch da kommt es natürlich sehr darauf an, wie es getragen wird.

Welchen Designer sollte man sich merken?

Mein absoluter Favorit ist im Moment Tom Ford, obwohl die Preise sehr hoch liegen. Er hat es geschafft, die Strenge und die Qualität in einen sehr eigenen Look einzubauen. Dann sind auch die Kollektionen von Comme des Garçons, Dries Van Noten, Etro und Paul Smith hochinteressant, weil sie die Brüche suchen, aber auch eine Brückenschlagen zwischen Tradition und Zeitgeist. Und Dsquared2 interpretiert Männermode erfrischend frech.

Zurzeit ist der gestutzte Vollbart wieder sehr en vogue. Passen Windsor und Bart zusammen?

Ich find's gut. Er steht für eine Rückkehr der Männlichkeit. Gerade in unserem Modebereich wollen wir Männer, keine zu teeniehaften Gestalten. Kombiniert werden sollte der Bart mit einem sehr korrekten Look, sonst ist man schnell der Förster oder der Holzfäller.

Die grösste Stilsünde bei Männern?

Niemals in der Öffentlichkeit die Waden zeigen. Gentlemen achten auf ihre Socken. Und «lustige» Krawattendessins sind strikt zu vermeiden. Keine Mickymäuse.

Wie oder womit erholen Sie sich von der Mode?

Im Urlaub, ausserhalb der Stadt.

Die Fragen stellte Jürg Zbinden.



Auto

Tschechische Schönheit

Skoda macht robuste und gutverarbeitete Autos ohne Starallüren. Der neue Superb ist aber auch was fürs Auge. *Von Ulf Poschardt*

Autofirmen sind nicht erst seit der jüngsten Krise besonders sensible Geschöpfe geworden: gebeutelt, ihrer selbst ungewiss und hadernd. Umso aussergewöhnlicher erscheinen die Performance wie auch der Auftritt von Skoda, dem einstigen Nischenauto aus dem Ostblock. Die Geschichte der tschechischen Automarke reicht vor die Zeit des Kalten Krieges zurück; seit 1991 gehört Skoda zum VW-Konzern, unter dessen Obhut er sich prächtig entwickelt hat. Der Superb gehörte schon 1934 zum Leuchtturm der Produktpalette – heute in der zweiten Generation der Neu-

auflagestösst der Superb in bisher unerreichtes Terrain vor. Mit einem deutlichen Vorsprung wählten über 100 000 Leser der *Auto-Zeitung* den Luxus-Skoda zum besten Auto in der Oberklasse (Import). Ein Viertel aller Wähler waren dieser Meinung. Abgehängt hat der Skoda den Jaguar XF (12,6 Prozent) und den Chrysler 300C (11,5 Prozent). In diesem Kontext erscheinen der neue Superb und die böhmischen Meister des Kompakten nicht mehr als Underdog, sondern als gefällige Bedrohung des Etablierten.

Skoda hat einen wuchtigen gesellschaftlichen Aufstieg hinter sich. Dank der technischen DNA von Audi und VW erschienen die Skodas in Tests als ausserordentlich robust und gut verarbeitet. Wichtiger aber war die Aura des Soliden, die alle Skodas ausstrahlten. Es waren keine Show-Autos. Anders als Firmen wie Opel, die zu oft ihre Solidität hinter einem grellen Make-up versteckten, lieferte Skoda «Auto pur». Mit dem Superb wagten sich die Tschechen 2001 noch etwas hüftsteif in das umkämpfte Terrain der gehobenen Mittelklasse, man sparte sich in der Ausstattung alle

unnötigen Extras und vertraute auf das grosszügige Raumangebot zu einem denkbar günstigen Preis.

Der neue Superb ist zur eleganten Schönheit gereift. Das Preis-Leistungs-Verhältnis bleibt verführerisch. Verglichen mit dem Passat, wirkt der Superb nicht nur kantiger und individueller, sondern hat dank eines längeren Radstandes (52 Millimeter) und einer geräumigeren Karosserie (plus 73 Millimeter) auch mehr Raumkomfort. Wer auf den Rücksitzen des «Stretch-Passat» (*Auto-Bild*) Platz nimmt, muss sich wundern: Hier werden auch Basketballer glücklich. Erwachsene können wie im Audi A8 die Beine übereinanderschlagen. Im Kofferraum mit 565 Liter Ladevolumen bringt eine Familie bequem jede Menge Reisegepäck unter. Das etwas vermurkste Heck des Skoda bietet eine sehr praktikable Zuladungsidee: Es gibt einen üblichen Kofferraumdeckel und eine riesige Heckklappe. *Two in one.*

Derart ausgestattet, rollte der Superb in die Herzen der Autojournalisten. Mehr Auto fürs Geld ohne den Geruch des Billigen ist kaum zu finden. Und wem das Heck zu kraftlos erscheint, darf sich auf den Kombi freuen, der im neuen Jahr erscheint.

Ulf Poschardt ist stellvertretender Chefredaktor der *Welt am Sonntag* in Berlin.

Skoda Superb 2,0 TDI

Hubraum: 1968 ccm, Leistung: 170 PS
Höchstgeschwindigkeit: 220 km/h
Preis: 41 800 Franken



Lesen statt trinken

Von Peter Rüedi



Wo das leibhaftige Glück fern ist, greift der Mensch zum Surrogat. Buchläden im Umfeld von Diätkliniken führen überproportional viele Kochbücher. Wenn im Januar die jährliche alkoholfreie, die schreckliche Zeit anbricht, ist meine Lieblingslektüre ein Kompendium vom Umfang und Charme eines Telefonbuchs. Es enthält nichts als Preislisten, nennt sich «Vinfox. Der umfassende Wein-Einkaufsführer», erscheint jeweils Anfang Dezember und ist ein Grund, weshalb es Schweizer Weinliebhaber besser haben als all ihre Nachbarn im grenzenlosen Schengen-Raum. In der Ausgabe 2009 versammelt der «Vinfox» 122 812 Angebote für 33 331 Weine von 8224 Produzenten. Das ist annähernd, was der Schweizer Weinhandel insgesamt offeriert, und, runtergebrochen auf die geschätzten schlappen zwei Millionen Konsumenten (sehr gelegentliche Gelegenheitstrinker, Witwen, Waisen und Greise eingerechnet), Weltrekord.

In keinem Land der Welt offeriert der Handel zwischen Grossverteilern und Spezialitätenboutiquen eine solche Vielfalt von Weinen jeder Preisklasse. Sie suchen den sagenhaften 1937er Château d'Yquem? Gerstl, Dietikon, hat ihn, für lumpige 4335 Franken pro Flasche. Oder den 1921er? Für den sollten Sie sich an die Lucullus SA in Stans wenden, dort zahlen Sie Fr. 9602.20 und sparen Fr. 2397.80. Pro Flasche. Doch nicht nur in diesen Stratosphären, gerade zu ebener Erde hilft der «Vinfox» weiter. Wer sich für den immer erfreulichen Château Poujeaux aus Moulis interessiert, zum Beispiel den 2003er, kann den entweder für Fr. 69.70 bei Deligusto, Mägenwil, ordern oder bei Rutishauser in Scherzingen für Fr. 30.–. Im zweiten Fall hat er den «Vinfox» schon amortisiert. Dessen Informationen beziehen sich auf den Zeitpunkt Dezember und können ändern. Die Koordinaten aber bleiben verlässlich. Und die jeweils mitgelieferten Bewertungen der Weine in den gängigsten Führern. Mich lässt dieser Führer jede alkoholfreie Auszeit überstehen. Allerdings zum Schrecken von Sibylle. Die weiss nämlich inzwischen: Wer nicht trinkt, bestellt.

Vinfox 2009. Der umfassende Wein-Einkaufsführer. Weine, Preise, Lieferanten. Fr. 119.–. W&H Verlags AG, Postfach 566, 6314 Unterägeri

Die beste Armee

Der Koch sieht auf den ersten Blick etwas militärisch aus. Doch man speist bei ihm ganz ohne Achtungstellung. Von Julian Schütt

Zunächst glaubt man, ein neuer Armeechef, aber in Gandhi-Weiss gekleidet, schreite einem entgegen, wie vom Militärcoiffeur frisiert und von drahtig-sportlicher Statur; seine Brigade besteht allerdings lediglich aus drei Köchen und hat im Gegensatz zur Schweizer Armee sehr überzeugende Resultate vorzuweisen. René Weder kocht im «Sternen» in Walchwil direkt am Zugersee, in einem wunderbaren alten Wirtshaus. Seine Frau Christine Weder sorgt mit ihrem Serviceteam dafür, dass man sich in der grossen Gaststube gleich sehr wohl fühlt.

Nur während weniger Wochen im Jahr verlassen die Rötel die Tiefen des Zugersees und lassen sich fangen. Einige Exemplare hat sich René Weder sichern können. Er hält sie bis kurz vor der Zubereitung in einem Netz im Wasser. «Man könnte den Fisch roh essen, so frisch ist er.» Aber Weder zieht es vor, die Rötel eine Minute zu garen, dann kommen sie mit etwas Meerrettichschaum als Amuse-Bouche auf den Teller. Ein ganz verheissungsvoller Auftakt. Vor zwölf Jahren kamen die Weders nach Walchwil. Neben einem Netz mit hei-

mischen Fischen haben sie genauso viele zuverlässige Lieferanten und Stammkunden an Land gezogen. Die Leistung in der Küche besteht darin, die Fische, das Fleisch und Gemüse richtig zur Geltung zu bringen. «Die Produkte sind gut genug», sagt René Weder, «man muss sie nicht mit kochtechnischem Brimborium zusätzlich veredeln.» Experimentiert wird aber durchaus und leidenschaftlich in der «Sternen»-Küche: Die Jakobsmuschel serviert Weder mal unter einem rauchgefüllten Glas, mal in einem Raviolo, zudem kombiniert er sie mit Hummer. Schnörkellos gebraten kommt das Zanderfilet an einer geschmeidigen Currysauce und mit Chicorée. Die grosse Entdeckung ist das Nidwaldner Angus-Beef von Gusti Staub, unglaublich zart und doch geschmacksintensiv. So perfekt die Produkte, die Zubereitung und der Service sind: Man tafelt im «Sternen» ganz unkompliziert. Ohne Achtungstellung.

Restaurant Sternen: Dorfstrasse 1, 6318 Walchwil ZG, Tel. 041 759 04 44. www.sternen-walchwil.ch



«Die Produkte sind gut genug»: René Weder in seinem Wirtshaus direkt am Zugersee.

Und es ward Licht

Die meisten technischen Geräte lassen Frauen kalt. Dieses hier nicht. Von David Schnapp



Gut aussehen: Philips Living Colors.

Man kann Frauen kaum beeindrucken mit elektronischen Gadgets. Dies ist jedenfalls die Erfahrung aus einigen Monaten Testbetrieb. Der hochauflösende Flachbildschirm ist zwar ganz o. k., vor allem aber beeinträchtigt er die Wirkung des neuen Sideboards im Wohnzimmer. Auch die wirklich hervorragende Digitalkamera macht zwar – einverstanden – schöne Bilder, aber das Ding stört vor allem, wenn es an Orten der gemeinsamen Wohnung herumliegt, wo es nicht hingehört.

Alles war plötzlich anders, als die Living Colors von Philips in den gemeinsamen Haushalt einzogen. Die farbigen Lampen mit LED-Leuchtkörpern werden sofort als Gestaltungsmöglichkeit wahrgenommen, sie lassen sich beispielsweise wunderbar in die üppige Festtagsdekoration einbinden oder helfen, die Stimmung in der guten Stube mehr ins Romantische zu rücken. Es hilft dabei, dass die Farblampen sehr, sehr einfach zu bedienen sind. In der Mini-Version gibt es einen Ein/Aus-Schalter und einen Farbring. Ein Fingertipp auf die gewünschte Farbe, und die Umgebung wird entsprechend ausgeleuchtet.

Die grössere Ausgabe wird mit einer Fernbedienung geliefert. Darüber lassen sich neben dem Farbton auch die Sättigung und die Helligkeit steuern. Bei beiden Lampen gibt es einen Wechselautomatismus, die LEDs strahlen dann in immer anderen Farbtönen. Dazu

braucht man lediglich fünf Sekunden lang den Finger auf den Ein-Schalter (I) zu legen. Der Gipfel der Komplexität ist dann die Zusammenschaltung mehrerer ferngesteuerter Living Colors zu einem synchronen Lichtballett. Auch dies ist einfach hinzukriegen. Die Living Colors sind sogenannte Stimmungsleuchten, sie ersetzen nicht herkömmliche Lampen, man kann sie aber sehr gut einsetzen, um Farbakzente zu setzen oder einzelne Wände in bestimmten Farben zu beleuchten. Der weiblichen Fantasie sind wenigstens hier keine Grenzen gesetzt. Für die Steuerung braucht die Fernbedienung keinen Sichtkontakt zur Lampe; man kann sie gut auch hinter dem Sofa oder im Bücherregal verstecken, ohne dass die Funktion beeinträchtigt wird. Wobei: Die Leuchten sehen so gut aus, dass man sie durchaus zeigen kann.

Auf Anfrage weiss man bei Philips nicht, ob eher Frauen oder Männer die Living Colors kaufen. Aber sie seien ganz klar auf die moderne Frau von heute im Alter von 25 bis 40 Jahren ausgerichtet. Aus Sicht des Testers lässt sich nur sagen, Marketing und Realität scheinen punktgenau übereinzustimmen.

Philips Living Colors LED-Leuchte. Bis 16 Millionen Farben. Helligkeit und Farbintensität einstellbar, automatische Farbwechsel. Stromverbrauch max. 16 Watt. Mini ab Fr. 179.–, mit Fernbedienung ab Fr. 249.–, www.philips.ch

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Förlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail: redaktion@weltwoche.ch
E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch
Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91
E-Mail: aboservice@weltwoche.ch
Jahresabonnement Inland Fr. 203.– (inkl. MwSt.)
E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)
Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel
Stv. Chefredaktor: Markus Somm
Produktionschef: David Schnapp

Redaktion:
Daniel Ammann, Alex Baur, Hanspeter Born, Urs Paul Engeler, Urs Gehrig, Philipp Gut (*Leitung Kultur und Wissen*), Carmen Gasser, Pierre Heumann (*Naher Osten*), Andreas Kunz, René Lüchinger (*Leitung Wirtschaft*), Daniele Muscionico, Daniela Niederberger, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Julian Schütt, Eugen Sorg, Mark van Huisseling, Bettina Weber (*Leitung Gesellschaft*)

Redaktionelle Mitarbeiter:
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Max Frenkel, James Hamilton-Paterson, Ludwig Hasler, Jörg Hess, Peter Holenstein, Wolfram Knorr, Albert Kuhn, Michael Maar, Sven Michaelsen, Dirk Maxeiner, Christoph Mörgeli, André Müller, Franziska K. Müller, Ulf Poschardt, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Oliver Schmuki (*Leserbriefe*), Markus Schneider, Wolf Schneider, Alix Sharkey, Sacha Verna (*New York*), Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Jürg Zbinden, Kurt W. Zimmermann

Produktion: Philipp Anz
Bildredaktion: Martin Berz (*Leitung*), Christophe Bosset, Catharina Hanreich, Gabriella Hohendahl (*Assistentin*)
Layout: Claire Hulla (*Leitung*), Peter Aschmann, Rolf Mundwiler
Infografik: Helmut Germer
Korrektur: Cornelia Bernegger und Rita Kempfer (*Leitung*), Viola Antunovits, Gilbert Grap, Beat Kuttig
Internet: Andreas Thut (*Leitung*)
Sekretariat: Miriam Schoch (*Leitung*), Inga-Maj Hojaij-Huber

Verlagsleitung: Maike Juchler
Marketing: Sandra Millius (*Leitung*), Samuel Mollet
Anzeigenverkauf: Christine Lesnik (*Leitung*), Angela Prisciantelli, Samuel Hofmann (*Support*)
Anzeigeninnendienst: Silvan Leibacher, Laura Bazzigher, Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07, E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch
Internetverkauf: Publicitas web2com AG
Tarife und Buchungen unter: Tel. 044 250 31 91
E-Mail: saleservices.web2com@publicitas.com
Druck: Basler Zeitung, Hochbergerstrasse 15, 4002 Basel

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Belletristik

- 1 (1) **Carlos Ruiz Zafón:**
Das Spiel des Engels (S. Fischer)
- 2 (3) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –
Frauen über 80 erzählen (Wörterseh)
- 3 (2) **Paulo Coelho:** Brida (Diogenes)
- 4 (4) **Susanna Schwager:** Das volle Leben –
Männer über 80 erzählen (Wörterseh)
- 5 (6) **Franz Hohler:** Das Ende eines ganz
normalen Tages (Luchterhand)
- 6 (5) **Rolf Lappert:**
Nach Hause schwimmen (Hanser)
- 7 (9) **Charlotte Roche:**
Feuchtgebiete (Dumont)
- 8 (–) **Barbara Wood:**
Das Perlenmädchen (Krüger)
- 9 (7) **Pedro Lenz:**
Plötzlech hets di am Füdle (Cosmos)
- 10 (10) **Paul Wittwer:** Giftnapf (Nydegg)

Sachbücher

- 1 (1) **Guinness-Buch der Rekorde 2009**
(Bibliographisches Institut
und F. A. Brockhaus, Mannheim)
- 2 (2) **Roberto Saviano:** Gomorrha (Hanser)
- 3 (4) **Markus Maeder:** Vom Herzchirurgen
zum Fernfahrer (Wörterseh)
- 4 (5) **Jamie Oliver:**
Jamies Kochschule (Dorling Kindersley)
- 5 (3) **Nassim Nicholas Taleb:**
Der Schwarze Schwan (Hanser)
- 6 (10) **Barack Obama:**
Hoffnung wagen (Riemann)
- 7 (–) **Hape Kerkeling:**
Ich bin dann mal weg (Malik)
- 8 (8) **Helmut Schmidt:**
Ausser Dienst (Siedler)
- 9 (6) **Rhonda Byrne:** The Secret –
Das Geheimnis (Goldmann)
- 10 (–) **Mikael Krogerus, Roman Tschäppeler:**
50 Erfolgsmodelle (Kein & Aber)

Quelle: Schweizer Buchhändler- und Verlegerverband
SBVV/Media Control

Apropos: Literaturführer

Der Thurgau ist der unterschätzteste Literaturkanton. Vielleicht hat er nicht die namhaftesten Schriftsteller hervorgebracht, aber doch die meisten von ihnen beherbergt. In seiner Kuranstalt Bellevue bot etwa der Psychoanalytiker Ludwig Binswanger dem grossen Freud und nach 1914 vielen emigrierten Literaten Unterkunft. Eddy Ganders 2004 leider geschlossene «Sonne» in Hüttwilen wiederum frequentierten Dürrenmatt, Frisch und öfter auch Niklaus Meienberg. Albert M. Debrunner legt nun einen sehr sympathischen «Literaturführer Thurgau» vor (Huber, Fr. 39.80). Er porträtiert alle literarisch ergiebigen Orte und belegt eindrucksvoll, dass in diesem Kanton nicht nur Most aus der Presse kommt. (js)

«Mit verzweifelter Leidenschaft»

Giacomo Puccini ist einer der erfolgreichsten Opernkomponisten. Dennoch achten ihn die Hohepriester der Zunft gering. Wo liegt der Fehler? Nicht bei Puccini. Von Michael Klonovsky

Giacomo Puccini ist eine singuläre Figur in der Kunstgeschichte. Bis heute gehört der vor 150 Jahren im toskanischen Lucca geborene Musiker zu jener Handvoll Komponisten, auf deren Werke kein Opernhaus verzichten kann, ohne den Bankrott zu riskieren. Wo immer «La Bohème», «Turandot» oder «Madama Butterfly» gegeben werden, füllen sich wie von Zauberhand die Zuschauersäle, ob in Mailand oder Manaus, Tokio oder Sydney. Als «Tosca» 1992 an ihren römischen Originalschauplätzen gespielt und weltweit live übertragen wurde, sahen und hörten mehrere hundert Millionen Menschen an ihren TV-Geräten zu.

Weltberühmt war der Mann aus Lucca bereits zu Lebzeiten: 1924 wählte ihn die *New York Times* zum bekanntesten Europäer (vor Albert Einstein). Er war aussergewöhnlich attraktiv: Alma Mahler-Werfel, die ihn als Frau Gustav Mahlers kennengelernt hatte, beschrieb ihn als «einen der schönsten Menschen», denen sie je begegnet sei. Er war erfolgreich: Seine Opern liefen Abend für Abend in allen Städten der Erde, und es waren die ersten, von denen jemals Gesamtaufnahmen in Schellack gepresst wurden. Er war reich: Ihm gehörten Villen, Motorboote, Automobile, und Frauen lagen ihm scharenweise, wie man sagt, zu Füssen. Vermutlich ist nie ein anderer Künstler so gefeiert worden. Der Londoner *Daily Express* nannte Puccini den «König der Melodien», und wo er auftauchte, wurde er bejubelt wie ein Souverän.

Und doch ist kaum ein anderer Künstler von Rang dermassen beschimpft worden wie er. Kritiker und Intellektuelle taten seine Opern als seicht, kitschig, unwahr, effekthascherisch, sentimental, süsslich, theatralisch ab. Zahlreiche Kollegen, die meisten heute vergessen, stimmten in diesen Schmächor ein.

Erfolg über mehrere Generationen unterscheidet den Klassiker vom gemeinen Künstler. Puccinis Musik bezirzt, ergreift und rührt nun schon die dritte bis fünfte Alterskohorte von Hörern – zuletzt zu beobachten am märchenhaften Aufstieg eines britischen Handy-Verkäufers und Castingshow-Tenors, der ohne diese Musik nicht stattgefunden hätte. Dennoch haftet bis heute ein leichter Hautgout am Namen des Komponisten. «Viele Menschen lieben Puccini, aber man hat das Gefühl, er wird einer Sorte von Vergnügungen zugeordnet, die Schuldgefühle auslösen, etwa wie ein Dessert», schreibt der amerikanische Musikwissenschaftler William Berger in seinem Buch mit dem bezeichnenden Titel «Puccini Without Excuses».

Das Missverhältnis ist grotesk. Woher mag es rühren? Einer alten Musikerfamilie entstammend, beherrschte Puccini sein Metier meisterhaft, seine Partituren verraten auf jeder Seite die Hand eines absoluten Könners, jeder Ton sitzt, die Akte schliessen effektsicher, die Instrumentierung ist von erlesener Feinheit, die Melodien sind unvergleichlich, ab «Manon Lescaut» ist ersichtlich ein Genie am Werk – warum also die immer wieder anzutreffende Geringschätzung? Nun, womöglich hat in dieser Verkleidung der Neid der künstlerischen Zeitgenossen auf den masslosen Erfolg des einstigen Luccheser Kirchenorganisten bis heute überlebt – und viele, die über ihn urteilen, kennen ausser ein paar Arien nichts. Der gewichtigste Grund dürfte indes darin bestehen, dass Puccini ein Makel eignet, der für den Up-to-date-Intellektuellen seit hundert Jahren unverzeihlich ist: Er war kein Avantgardist. Er hat den sogenannten Fortschritt nicht befördert. Er hat weder die Opernform gesprengt noch sich ins ewige Eis der Atonalität begeben noch Gesellschaftskritik geübt. Stattdessen hat er Musik komponiert, die schön ist, und damit die Massen berührt. So einem musste man einfach misstrauen.

Neuer Grad an Exotik

Aber natürlich stimmt der Vorwurf nicht, Puccini sei mit seiner Musik «weit» hinter dem zurückgeblieben, «was im späten 19. und beginnenden 20. Jahrhundert hinsichtlich struktureller Durcharbeitung üblich geworden war» (so sein Biograf Wolfgang Marggraf). Seine späteren Partituren ab «La fanciulla del West» (1910) und vor allem die unvollendete, 1926 postum uraufgeführte «Turandot» demonstrieren das Gegenteil. Auch der Grad an Exotik, den er in seiner japanischen Tragödie «Madama Butterfly» durch Verwendung fernöstlicher Originalmelodien, «falsche» Pentatonik sowie raffinierteste Instrumentation erreicht, war in der abendländischen Musik völlig neu. Freilich zeugen weder kompositionstechnische Neuheit noch strukturelle Komplexität noch höchstmögliche harmonische Gewagtheit unbedingt von Genie (Mozart wäre sonst wohl keines). Entscheidend ist, wie der Künstler seine Mittel beherrscht und ob er ästhetisch trifft.

Puccini hat keine Schemen, sondern wirkliche Menschen auf die Bühne projiziert, er ist einer der sinnlichsten Komponisten – und einer der traurigsten. Die enormen Schönheiten seiner Musik wachsen aus der Verzweif-



Die Massen berührt: Komponist Puccini (1858–1924).

lung. Seine Bühnenwelt ist eine rabenschwarze; der angebliche Kitschier war in Wirklichkeit der grösste Nihilist des Musiktheaters. In dem spezifisch puccinesken Melos lebt und webt eine tiefe Schwermut. Von einem Takt auf den anderen vermag der Komponist eine Art Dynamik der Trauer zu entwickeln, die ganz einzigartig ist, dabei allerdings nichts Schwächliches oder Morbides hat, sondern mit dem Mut der Verzweiflung gegen jenes Ende aufbegehrt, das sie beschwört.

Puccinis bevorzugte Geschöpfe sind vor der Zeit Todgeweihte, wir lernen sie kennen, wenn der Schlag, der sie fällen wird, bereits unterwegs ist. Weil Puccini seine Paare und vor allem seine Heldinnen liebt, sie aber trotzdem sterben las-

sen muss, gibt er ihnen unsterbliche Melodien mit, ungefähr wie die frühen Hochkulturen ihren toten Herrschern erlesene Kostbarkeiten ins Grab legten. Diese Melodien wollen fliegen, aber sie entkommen der Schwerkraft der Erde nicht – das ist das Geheimnis ihrer typischen nach unten führenden Bögen. Puccinis unwiderstehliche Kraft «liegt im Aufschrei der gequälten Kreatur»; seine Protagonisten bäumen sich auf und vergehen singend. Es gibt auf Puccinis Bühne nichts, was über diesen Tod hinausweist, darin unterscheidet er sich erheblich von Verdi, dem er pro forma nachfolgte, oder Wagner, den er zeitlebens bewunderte und auf den er in seinem Werk permanent anspielt. «Wer für die Liebe lebt, stirbt auch für die Liebe», singt

der Liedverkäufer im Einakter «Il tabarro» und bringt damit Puccinis Credo auf den Punkt.

Tatsächlich ist der Opernkomponist Puccini ein Heide. Vom «Sinn des Lebens», von «Erlösung durch die Kunst», von Transzendenz und Nirwana weiss seine Musik nichts. Aber von Liebe und Begehren, von Schmerz und Tod weiss sie nahezu alles. Puccinis Bühnengestalten singen Melodien von so sengendem Verlangen und so bitterem Leid, dass es wenig wundert, wenn Millionen reale Menschen sich in ihnen wiedererkennen. «Die Liebe und der Schmerz», so sah der Maestro es selbst, «sind mit der Welt geboren», und sein Metier nannte er bescheiden die Darstellung von «grossem Schmerz in kleinen Herzen».

Vom Kirchenchor bis zur Autohupe

Als Puccini an «Manon Lescaut» arbeitete, fragten ihn Bekannte, warum er sich ausge-rechnet einem Stoff zuwende, den sein berühmter französischer Kollege Jules Massenet bereits erfolgreich auf die Bühne gebracht hatte. Puccini entgegnete, Massenet habe den Stoff wie ein Franzose behandelt – «mit Puder und Menuett» –, er dagegen werde es wie ein Italiener tun: «mit verzweifelter Leidenschaft».

Mit der tragischen Liebesgeschichte der Manon Lescaut und des Chevaliers Des Grieux gelang Puccini 1893 der Durchbruch; nach der umjubelten Turiner Premiere trat das Werk seinen Siegeszug um den Globus an und machte binnen weniger Monate aus dem Regionaltalent einen Weltstar. Seinen Stil fand er aber erst mit dem Folgewerk «La Bohème»: die Kombination von sprunghaft-schillernden, sich selbst unentwegt fortzeugenden, mosaikartig gefügten, gleichsam nervösen Melodieschnipseln, die bei ihm die Rezitative ersetzen, mit den grossen Bögen seiner Arien und Duette. Fortan genügen wenige Takte, um ihn zu erkennen. Von Wagner übernahm er unter anderem die Idee der Leitmotive, Debussy hat seine Harmonik beeinflusst, und wie Gustav Mahler hat er patchworkartig Volksweisen, Alltagsgeräusche, exotische Klänge in seine Musik amalgamiert, vom Madrigal bis zum Modetanz, vom Kirchenchor bis zur Autohupe, Historisches steht neben den avanciertesten zeitgenössischen Kompositionsmethoden, und doch ist am Ende jeder Takt Puccini und nichts sonst.

1920 erhielt der Komponist eine Postkarte mit den Worten: «Menschen sterben, und Regierungen wechseln, aber die Melodien der «Bohème» werden ewig bestehen.» Absender war ein Mann, der sich aufs Erleuchten bestens verstand: Thomas Alva Edison.

Von **Michael Klonovsky** ist soeben erschienen: *Der Schmerz der Schönheit. Über Giacomo Puccini.* Berlin-Verlag, 302 S., ca. Fr. 35.–

Instant composing

Von Peter Rüedi

Es gibt Musik, die flunkert und nichts taugt, und welche, die scheint nichts und ist alles: so gegenwärtig, dass sie nichts bedeutet als sich selbst. Das ist eine Banalität, die immer dort hergebetet wird, wo die Kunst absolut gesetzt und, paradox genug, als Religionsersatz gebraucht wird. Hier meine ich's schlichter. Arild Andersen, unter den vielen exzellenten skandinavischen Bassisten einer der grössten, schrieb 2005 ein Auftragswerk zum 100-Jahr-Jubiläum der Auflösung von Norwegens Union mit Schweden. Es heisst «Independency» und wäre ja nun wirklich Anlass zu patriotischer Programmmusik. Doch die fast dreiviertelstündige Suite ist nichts weniger als «Programm», nämlich eine in viele und unerwartete Richtungen mäandernde musikalische Reise, die keine wie immer gearbete nationale Hymnik anstimmt, sehen wir einmal ab von mehreren volksmusikalischen Bezügen, denen dieser Musiker seit Jahrzehnten nachgeht. Musik im Fluss – im Entstehen begriffen und, kaum geformt, vergangen. Und das im denkbar sprödesten Format, dem Trio ohne Gitarre oder Piano.

Allerdings gehört Andersen zu jenen Meistern des Kontrabasses, die sich selbst genug sind. Er legt nicht nur inspirierend treibende Basslinien, sondern baut, wenn nötig mit sparsamem Einsatz von Live-Elektronik, Hallräume auf. Klanglandschaften. Und er hat in seinem Trio die richtigen Partner. Paolo Vinaccia, als Italiener seit 1979 in Norwegen und als Drummer schon im halben Gotha des skandinavischen Jazz beschäftigt, ist ein enorm sparsamer, sensibler Schlagzeuger und seinerseits ein Raumkünstler. Neu mit Andersen spielt ein Tenorsaxofonist, der längst weltberühmt wäre, leuchtete sein Licht nicht ausgerechnet in seinem heimatlichen Schottland, also unter dem Scheffel. Tommy Smith, eine Art schottisches Wunderkind, bei seinem ECM-Debüt (mit Gary Burton) noch keine zwanzig, ist einer, der keine Skalen nudelt, sondern fortwährend an einem eigenen, dringlichen und schmiegsamen Saxofon-Sound arbeitet. Ein *instant composer* (wie Andersen auch). Auch dort, wo er herzerreissend ein altes Standard singt, Duke Ellingtons Klassiker «Prelude to a Kiss».



Arild Andersen (mit Paolo Vinaccia und Tommy Smith): Live at Belleville. ECM 2078 1774448

Römer wie du und ich

Die zweite Staffel der «Rom»-Serie schliesst ein kühnes TV-Unternehmen beeindruckend ab. Von Wolfram Knorr



Glaubwürdige Intrigen: TV-Serie «Rom».

Die Antike ist und bleibt ein Fels in der Brandung der Moderne. Mag sie von ihr um- und überspült werden, abschleifen lässt sie sich nicht. Das humanistische Gymnasium ist so wenig totzukriegen wie die lateinische Sprache oder die griechische Literatur. Faszinierend an der Antike ist ihre Ferne und Nähe, ein abgeklärter Abstand und eine versteckte Gegenwärtigkeit (das Latein in unserer Sprache) zugleich. Das macht sie frei von den Parolen des Augenblicks – und für den Film, diesen Nimmersatt, so begehrllich. Denn er kann, was Historiker, Archäologen und Philologen mit grossem Fleiss und Scharfsinn zu rekonstruieren vermögen, ruck, zuck in lebende Bilder verwandeln. Seitdem assoziiert das Publikum den Römer (aber auch griechische Helden) mit Stirnfransen, dem sogenannten Cäsarschnitt.

Diese Möglichkeiten wecken immer neue Begehrllichkeiten und fördern, dank technischem Fortschritt, den Kitzel, aus den «Antik-Filmen» betörende Zeitreisen zu machen, nach dem Motto: Raus aus der antikisierenden Pathos-Schublade, weg mit den Klischees, von der Sandale bis zum Cäsarschnitt, und hin zu einem profanen Realismus. Der Römer als Mensch wie du und ich und das alte Rom jenseits aller Baecker-Bildungsergriffenheit? Ein amerikanisches Team und der mutige Bezahlsender HBO haben mit der TV-Serie «Rom» exakt diesen Schritt gewagt und gewonnen. Mit hundert

Millionen Dollar Kosten wurde daraus die teuerste aller Serien, von der kürzlich die zweite und letzte DVD-Ausgabe erschienen ist.

Ging es in der ersten um Cäsars Aufstieg und Ermordung, so geht es in der zweiten um Marc Anton und Kleopatra und Octavianus, Cäsars Alleinerben, der sich gegen Marc Anton durchsetzt. Da mag, wie mancher Althistoriker bemängelte, einiges der Historie nicht entsprechen, aber Geist und Ambiente einer Zeit, in der ein parasitäres städtisches Proletariat nicht mehr um den Acker, sondern um Brot und Spiele kämpft, sich die Besitzenden verschwenderischem Müssiggang hingeben und der militärische Machtapparat zum Sachwalter erstarrender Strukturen wird, sind von überwältigender Verführungskraft. Eine gesellschaftliche Zielsetzung fehlt. Die grimmigen Kämpfe um pekuniäre Machtvorteile bilden das ideale Umfeld glaubwürdiger Intrigen. Und die entfachen, mit Shakespeare als Feuerwerker, ein dramatisches Blendwerk, das die dunkle Vergangenheit in taghelle Gegenwart zu verwandeln scheint. «Rom» ist eine kopernikanische Wende im Genre des Sandalenfilms. Frei von Stirnfransen, macht die Serie, gerade durch den Realismus, Lust auf Geschichte.

Rom – Die komplette Staffel 2: 5 DVDs, 10 Folgen. Mehrsprachig, mit Bonusmaterial. Ist auch als Box mit beiden Staffeln erhältlich.

Neujahrstrompeten

Mit Anni Bass hält ein anderes Singen Einzug. Die Schweizerin könnte ganz Frankreich bezirzen. Von Albert Kuhn

Das Jahr soll nicht noch mal das alte sein und nicht mit Langeweile beginnen. Zu denen, die das verhindern werden, gehört Anni Bass, Sängerin und Musikerin aus Zürich. Ihre Songs wollen nahegehen, und es gelingt ihnen. Den Einstieg macht «Pas normale», eine hübsch krachende Gitarrenfigur im Siebzehnteltakt, zweimal wird sie angeschlagen, dann kommentiert eine tiefergelegte Stimme: «Eh si on disait que ... – c'était tout à fait normal au fond?» Oh, ja, bitte, wir sind absolut gegen Mehrheiten und absolut für radikales Ausprobieren.

Mit einer Tret- und Schnauforgel schwingt «Wisä» ein. Die Sängerin, autistisch jubelnd: «Ich lige i de Wisä, de Buuch unedra, ha Gras i de Ohre und au im Hals. Cha nümme schnuufe. Bi vilicht bald to-o-od. Toood. Tararara ...» Die Melodie schwingt sich hinauf in gotische Kirchengewölbe, die Stimme imitiert kurz das Wahwah von Jimi Hendrix und verliert sich im Kirchenhall. Und so schön können Widersprüche sein: «Closer» beginnt mit martialischen Trompeten und Posaunen, als ginge es in die Schlacht von Jericho. Man soll ihr nicht nahekommen, singt die Sängerin, den Zehen nicht, der Haut nicht, dem Herzen vor allem nicht. Trommelwirbel. Dann wird die Musik weicher, das Licht milder, die Worte auch, *come closer, come close*.

Darauf ein französisches Chanson: «Serafin», das Mädchen, das alles verwechselt, lalala. Erst nahm es den Zug nach Irgendwo. Dann beschloss es, nicht mehr zu reden, um nicht als dumm zu gelten. Parbleu – das Liedchen könnte Frankreich bezirzen, umgehend, von der Bretagne bis in die Garrigues.

Ein neues Singen hält Einzug, wahrhaftig. Am Anfang dieser Entwicklung standen die meist weiblichen Versuche, zu Elektronik zu singen. Ein grosses internationales Vorbild war Björk, Schweizer Leistungen waren die Beiträge von Pipilotti Rist bei den Reines Prochaines, das Duo Zor-El & Alura und im Nachgang die Projekte von Stini Arn und ihre dadaistischen Band-Projekte.

Der postume Einfluss von Techno sowohl auf Rock wie auch auf das leise Liedschaffen ist unendlich: die Lust am Laut, die Facettierung von Bedeutung und die längst fällige Entthronung des Thema-Songs. Es geht nicht mehr um Erfahrungen wie «den Tod meiner Mutter» oder «meine Saufwoche in Havanna», sondern um dies und das und alles andere auch. Songs müssen nicht mehr alte Geschichten erzählen, sondern neue Gefühle und Ge-

danken triggern. Anni Bass macht genau dies: Lieder, in denen man sich verlieren kann.

Abgrundtiefe Superwaffe

Admiral James T. aus Winterthur und die Bell Garden Four haben eine erstaunlich englische Neorockscheibe gemacht, picobello, samt Aeberli-Power, Sixties-Klängen, Lennon-Memos und New Wave von ausserhalb Londons.

Tranquilizers Superwaffe ist die abgrundtiefe Stimme von David Howald, dem Mark Lanegan der Schweiz. Cooler Slow Rock, produziert von Navels Jari Atti. Mühelos überzeugend.

Bei Nordring trommelt Markus Bayer (Ex-Mother's-Ruin). Der Sound erinnert an die Punkromantik der Bucks, plus einen guten Schuss Metal und aggressive Halbtonschritte.

Ein Album mit einem einzigartigen Sound zu beginnen, ist schon mal nicht schlecht. Yakari aus Züri servieren Indie-Psychedelik mit klingelnden Gitarren und einem ins Studio telefonierten Gesang – was sich sehr gut macht.

Anni Bass: Undrhalt. Cede.ch
Admiral James T. and the Bell Garden Four: Helsinki
Tranquilizer: Vampire in a Hurry. EMI
Nordring: Dispensable Idols. Thexoomo
Yakari: Yakari. Irascible



Radikales Ausprobieren: Sängerin Bass.

Narkotisches aus dem Operngiftschrank

Von Christian Berzins

Unheimlich hoch liegt er da, der Berg der ungehörten «CDs 2008» – mehr Schrott als verborgene Schätze. Weg damit, in diesen feierlichen Tagen soll es erlaubt sein, nur das Schönste zu hören – etwa den Tenor Giuseppe Di Stefano, der am 3. März 2008 gestorben ist. «Einmal lebt ich, wie Götter, und mehr bedarf's nicht», singt der Dichter Hölderlin. Wer auf Di Stefanos schnelles Leben zurückschaut, den werden diese Verse trösten. Der Sizilianer liess die Schönheit seines Organs nur kurze Zeit verströmen: Gerade mal zehn Jahre war die Stimme des Tenor-Lyrikers in Blüte. Di Stefano hörte nicht auf die mahnenden Worte, lebte ausschweifend und stellte sich immer dramatischeren Aufgaben. Kein Wunder, war die Stimme zwanzig Jahre nach seinem Debüt hart und laut geworden. So streckte sich denn Di Stefano bald nach Effekten und stemmte manchen Ton mit tumber Kraft in die Höhe, wo früher ein Flügelschlag genügt hatte.

Zeitgleich mit Di Stefanos Stern sank ein anderer – jener von Maria Callas. Die beiden Götterlieblinge hatten unzählige Male zusammen auf der Bühne gestanden und LP um LP aufgezeichnet. Zu zweit probierten sie Anfang der siebziger Jahre, an die alten Erfolge anzuknüpfen, und scheiterten tragisch. Der Beginn der musikalischen Partnerschaft mit der Callas war ein Wunder. Die Live-Aufnahmen lagern Opernfreunde im Giftschrank, ihre Wirkung ist selbst auf Opernlaien unheimlich, ja narkotisch. Am 1. Juli 1952 sang das Traumpaar Puccinis «Tosca». Die Weltabschiedsarie Cavaradossis interpretierte Di Stefano, so viele Tode sterbend, als müsste er nachher nie mehr singen: Die Klarheit der Stimme, die Sinnlichkeit der schneidend exakten Töne, das nektarvolle Piano sowie das wundersamste schwebende Mezzavoce in «E lucevan le stelle» sind unerreich. So viel Trauer und Liebe hat nie ein Tenor nur ansatzweise in diese Worte gelegt.

Damals in Mexiko gab er dem rasenden Publikum eine Zugabe, wiederholte die Arie. Wer dabei war, konnte sagen: Zweimal lebt ich, wie Götter, mehr bedarf's nicht.



Giuseppe Di Stefano
 in Puccinis «Tosca», 1952.
 Opera d'oro/Musicora

Christian Berzins ist Musikkritiker der *Mittellandzeitung*.

Homestory

Offenheit ist etwas Schönes.
Aber schwierig, wenn man
etwas zu verstecken hat.
«Doppelpass», Folge 6.
Von Charles Lewinsky

«Ein Gewehr über dem Bett», sagte Klara Holzer und strahlte, als ob sie gerade in einer Tombola den ersten Preis gewonnen hätte. «Einfach süss!»

Sie hatte, wie es nicht anders zu erwarten gewesen war, so ziemlich alles süss gefunden, was Claudia und Tom ihr im Haus gezeigt hatten. In der Branche verspottete man die Journalistin wegen ihrer permanenten Begeisterung als Klara Süsshölzer, aber sicherheitshalber tat man das nur hinter vorgehaltener Hand. Es ging nämlich bei den Reichen und Schönen der Schweiz das Gerücht, dass sie gleichzeitig auch «Kassandra» sei, die nie enttarnte anonyme Verfasserin jenes bitterbösen Klatschkolumnen-Blogs, in dem schon so mancher prominente Seitensprung oder Drogenentzug ans Licht der Öffentlichkeit gezerrt worden war. «Es ist doch auffallend, wie oft jemand in diesem Blog vorkommt, der kurz zuvor bei ihr eine Homestory hatte», flüsterte man sich bei den Stehpartys über die Teller mit dem Fingerfood hinweg zu. Und bekam dann vielleicht zur Antwort: «Sie braucht das bestimmt als Ausgleich. In der SI muss sie ja immer alles wunderbar finden, und das hält auf die Dauer keine Sau aus.»

Ob Klara Holzer tatsächlich die Verfasserin von «Das jüngste Gerücht» war, wusste niemand mit Bestimmtheit zu sagen, und deshalb hielten es alle für wahr. Die Einzige, die von diesem Verdacht noch nie etwas gehört hatte, war Klara selber. Ihre kritiklose Begeisterung für die Lebensumstände von Fernsehpräsentatoren, Schönheitsköniginnen und Spitzensportlern war, auch wenn das niemand glauben wollte, ebenso echt wie die heimelige Mischung aus Kumpanei und Demut, mit der sie sich den Objekten der öffentlichen Begierde näherte und die ihre Homestories bei den lesenden Analphabeten des Landes so beliebt machte.

«Süss!», strahlte sie jetzt noch einmal. «Was meinst du, Kurt? Wenn er auf dem Bett läge, vielleicht in diesem Pyjama in den Vereinsfarben, das sie jetzt im Fanshop verkaufen, und dahinter hängt der Karabiner an der Wand – wäre das nicht ein tolles Motiv?»

«Das krieg ich vom Ausschnitt her nicht hin», brummte Kurt Schädler und machte ein so angeekeltes Gesicht, als ob sie ihn aufgefordert hätte, eine Kloschüssel samt Inhalt zu porträtieren. Der Fotograf war immer schlecht ge-



launt und ein bisschen rüpelhaft, aber er machte nun mal die schönsten Bilder und verstand sich wie kein anderer darauf, Tränensäcke und Orangenhaut per Photoshop verschwinden zu lassen. «Er ist eben ein Künstler», meinten die Eingeweihten, «und einem Künstler muss man vieles nachsehen.»

«Es wäre nur zu machen, wenn er auf dem Bett liegt und das Gewehr im Arm hält.»

«Würden Sie ...?», fragte Klara Holzer.

«Nein», sagte Tom. «Auf gar keinen Fall.»

«Seine Waffe ist ja doch eher der Fussballschuh», warf Claudia schnell dazwischen. Sie hatte damit gar keinen Scherz bezweckt, aber die Journalistin belachte den Satz so herzlich und ausgiebig, als habe sie noch nie eine brillantere Formulierung gehört. «Seine Waffe ist der Fussballschuh», wiederholte sie. «Einfach süss! Das wäre die perfekte Bildunterschrift. Wollen Sie nicht doch ...?»

«Nein», sagte Tom.

Nach dem, was in der Nacht passiert war, hatte er das Gewehr eigentlich abhängen und irgendwo verstecken wollen, aber Claudia war dagegen gewesen. «Die Geschichte damals am Sechseläuten stand in allen Zeitungen», war ihr Argument. «Wenn sie dich nach dem Karabiner fragen, kannst du ihn nicht irgendwo in einen Schrank weggepackt haben. Das wirkt undankbar.»

Er hatte sich deshalb vorgenommen, die Leute von der SI einfach gar nicht in sein Schlafzimmer zu lassen, aber dann hatte man aus dem Untergeschoss dieses Geräusch gehört, diesen Schrei, und bevor noch jemand danach fragen konnte, hatte er schnell vorgeschlagen, in den

ersten Stock zu gehen, dort gebe es auch noch manch Interessantes zu sehen.

Was sein Vetter da unten nur trieb? Er hatte ihm doch zehnmal eingeschärft, sich absolut still zu verhalten. Es musste nun wirklich niemand wissen, was für ein Besucher sich da bei ihm versteckte, ohne Visum und ohne Papiere. «Illegaler Immigrant beim Fussballstar» – das hätte diesen Journalisten was zu schreiben gegeben! Das wäre eine grosse Story geworden, aber eine, das hatte ihm Claudia schnell klargemacht, die er sich auf gar keinen Fall leisten konnte. Schon gar nicht jetzt, wo man ihnen drei Seiten in der SI versprochen hatte.

Die Homestory hatte man nicht mehr absagen können. Wenn sich die englische Königin zum Staatsbesuch angemeldet hat, kann die Calmy-Rey auch nicht einfach im Buckingham Palace anrufen und sagen: «Es ist mir etwas dazwischengekommen. Könnten wir es auf nächste Woche verschieben, Madame?»

Was gab es im Keller zu schreien? Schmerzen waren es bestimmt nicht. Die Wunde hatte sich schliesslich als harmloser Streifschuss erwiesen, ein bisschen Jod drauf und ein Verband und fertig. Sie hatten sogar noch darüber gelacht, alle drei, weil der weisse Streifen am Arm aussah wie eine Kapitänsbinde. Und die Beule am Kopf ... Mein Gott, so etwas erwischte ihn in jedem zweiten Training. Vor allem die Jungen, Übereifrigen stiegen bei den Spielchen vier gegen vier manchmal so hart ein, als ob es mindestens um den Uefa-Pokal ...

«Tom!» Er merkte Claudias Stimme an, dass sie es nicht zum ersten Mal sagte. «Hörst du überhaupt zu?»



«Natürlich.» Er hatte nicht die geringste Ahnung, was man ihn gefragt hatte.

«Frau Holzer hat vorgeschlagen, du könntest im Garten den Rasen mähen.»

«Wie es jeder brave Bürger vor seinem Einfamilienhäuschen tut», sagte die Süssholzer eifrig. «Der Star als Mensch wie du und ich. Das mögen meine Leser.»

«Es hat doch schon geschneit», sagte Tom. «Da wächst das Gras nicht mehr.»

«Das sieht man doch auf dem Foto nicht.» In Claudias Stimme schwang ein unausgesprochenes «Dummerchen» mit. «Also?»

«Warum nicht?», sagte Tom. Im Garten konnte man bestimmt kein Geräusch aus dem Keller hören.

«Wunderbar!», jubelte Klara Holzer und rief: «Kurt! Kurt! Wir gehen in den Garten!» Der Fotograf war nirgends zu sehen. «Wahrscheinlich qualmt er schon wieder. Ich kann es ihm einfach nicht abgewöhnen. Sie sind natürlich Nichtraucher?»

«Natürlich», antwortete Claudia für ihren Verlobten.

«Das war jetzt wieder eine dumme Frage von mir. Sie als Spitzensportler! Wo Sie doch so auf Ihren Körper ... Da fällt mir ein: Könnten wir das Foto im Garten bitte mit nacktem Oberkörper machen? Ja? Das wäre einfach süß!»

Vom Garten führte ein Lüftungsrohr direkt in den Keller, und so konnte er ihre Stimmen ganz deutlich hören. Eine Frau, die sehr viel lachte. «Wie man lacht, wenn man dahinter etwas anderes versteckt», dachte er. Ein Mann, der schlechte Laune hatte. Und natürlich Vet-

ter Tom und seine Frau. Die gar nicht seine Frau war. Er hatte Toms Erklärung nicht wirklich verstanden. Gestern hatten sie mit ganz vielen Gästen Hochzeit gefeiert, aber trotzdem waren sie noch nicht verheiratet. Auch so eine Sitte, die er nicht kannte. Er würde Tom noch einmal fragen müssen.

Die Frau gefiel ihm nicht. Sie kommandierte Tom herum, und sie war viel zu dünn. Für richtige Arbeit überhaupt nicht zu gebrauchen. Wenn er sie sich auf dem Feld vorstellte ...

Aber hier arbeitete man nicht auf dem Feld. Hier arbeitete man überhaupt nicht. Nicht so, wie er das gewohnt war. Hier war man reich.

Nur schon dieses Zimmer. Tom hatte zwar, ganz entschuldigend, gesagt: «Es ist nur ein Keller.» Aber es war ein wunderschönes Zimmer, so luxuriös, wie er noch nie eines gesehen hatte. Mit bequemen Sesseln, in denen man mehr lag als sass, einem Kühlschrank voller Getränke und einem Fernseher. Wie hatte Tom das genannt? Partykeller. Er musste ihn näher fragen, welche Partei damit gemeint war.

Der Fernseher hatte dann fast das Unglück angerichtet. Es lag ein Gerät darauf, mit vielen Knöpfen, er hatte versuchsweise auf einen von ihnen getippt, und plötzlich war das Bild angegangen und der Ton auch, ein Mann hatte einen anderen mit einer Pistole erschossen, und der war von einem Dach gestürzt und hatte dabei geschrien, ganz laut geschrien. Nachdem er schnell den Stecker aus der Wand gezogen hatte, war dann wieder alles still gewesen, aber es hätte doch sein können, dass jemand den Schrei gehört hätte.

Sie waren immer noch im Garten. Man hörte nur die Frauen. Eine kommandierende Stimme und eine lachende. Die Fenster waren schmale Streifen, ganz oben an der Decke, aus einem Glas, das nicht richtig durchsichtig war. Er hätte gern gewusst, was da draussen passierte, aber andererseits war es auch wieder gut, dass man nicht hinaussehen konnte. Dann sah auch niemand hinein.

«Es darf niemand wissen, dass du hier bist», hatte Tom gesagt. Richtig ängstlich hatte er geklungen. Und dabei war er hier doch ein wichtiger Mann, mit seinen goldenen Füßen. «Sie behandeln mich, als sei ich der Erstgeborene aller Erstgeborenen», hatte in einem seiner Briefe gestanden. Da kannte er doch bestimmt auch alle wichtigen Leute, und wenn man die richtigen Leute kennt, das weiss jeder, ist nicht mehr wichtig, was in den Gesetzen steht. Wenn man ein reicher Mann ist, schon gar nicht. Warum sollte das hier in der Schweiz anders sein als überall sonst auf der Welt?

Und natürlich war Vetter Tom ein reicher Mann. Jemand, der einen Keller hat mit einem Fernseher und einem Kühlschrank und mit Sesseln, in denen man liegt wie im bequemsten Bett. Wenn das ein Zimmer war, für das man sich entschuldigte, wie musste da erst der Rest des Hauses aussehen?

In der Nacht hatte Tom ihm nichts zeigen können. Seine Frau, oder Fast-Frau, war ganz aufgeregt gewesen und hatte darauf bestanden, dass er gleich sofort hier unten verschwand. Soweit er das verstanden hatte, erwartete sie irgendwelche Dienerinnen, die das Haus saubermachen sollten, für Gäste, die noch wichtiger waren als die, die zur Hochzeit gekommen waren.

Zu dieser seltsamen Fast-Hochzeit.

Und jetzt waren sie mit diesen Gästen gar nicht im Haus, sondern draussen im Garten. Was sie da wohl machten? Vielleicht eine Zeremonie, um böse Geister abzuwehren.

«Können Sie das Gras bitte auch zusammenrechen?», fragte Klara Holzer. «Auch wenn keines da ist? Mir ist nämlich gerade eine wunderbare Bildunterschrift eingefallen. Er macht den Garten sauber, und darunter schreibe ich: <Der Ausputzer.>»

«Ich bin kein Ausputzer», sagte Tom. «Ich spiele Sturmspitze.»

«Männer nehmen solche Sachen immer so ernst.» Klara Holzer strahlte schon wieder. «Einfach süß!»

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet

Darf man in einem Fünfsternehotel nach gegessenem Frühstück sich mit Sandwiches vom Buffet für den ganzen Tag eindecken?

Hans-Martin Kaiser, Gerzensee



Ganz klar: nein. Mit Ausrufezeichen! Wer nach dem Genuss von Müesli, Spiegeleiern und Garnituren zusätzlich Proviant für den Znüni, Zmittag und Zvieri abschleppt, beweist damit allerschlechtesten Stil. «Wir haben nichts dagegen, wenn jemand vom Buffet einen Apfel oder ein Brötchen für später mitnimmt», sagt Felix Dietrich, der Direktor des Hotels «Waldhaus» in Sils Maria, «aber dass man sich gleich noch ein Lunchpaket zusammenstellt, ist schon nicht die Idee.» Freilich lautet das oberste Gebot in Luxushotels Diskretion. Deshalb entkommen Sünder in der Regel straflos. Doch sie seien gewarnt: In der Hölle werden Brösmeli-Geier zu Butterzöpfen geflochten und verkohlt. Ausserdem – wo bleibt das Statusdenken? Nur ein Wicht leistet sich ein Wochenende im «Waldhaus» und verzichtet, da überfressen und geizig, auf die Nusstorte im Café «Grond».

Sacha Verna

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.



Realistin Querdenker

Den Partner finden, der wirklich passt.

Kein Mensch ist wie der andere. Das wissenschaftliche PARSHIP-Prinzip vergleicht 30 wesentliche Persönlichkeitsmerkmale und schlägt Ihnen Partner vor, die Sie optimal ergänzen.

www.weltwoche.ch/partnersuche



DIE WELTWOCH

Wer passt zu Ihnen?
Jetzt kostenlos anmelden.

Zitate



Strafrechtsprofessor Daniel Jositsch kritisierte Vogels Handhabung des Strafverfahrens in der *Weltwoche*: «Man kann es drehen, wie man will: Nach dem, was öffentlich bekannt ist, geht die Einstellungsverfügung nicht auf.» Selbst wenn man die Einstellung des Verfahrens als rechtlich einwandfrei bewerte, wie es die Justizdirektion des Kantons Zürich tue, hätte die Staatsanwältin Nefs Berufung dennoch stoppen müssen. Der Rechtsprofessor Stefan Trechsel ist mit Jositsch einig: Vogel hätte von sich aus aktiv werden sollen, um Nef zu verhindern. Trechsel meint, sie hätte sich durch ihren Vorgesetzten vom Amtsgeheimnis entbinden lassen und dann etwa Bundesrat Schmid informieren können.

Sonntagsblick, 28. Dezember 2008



Die Feuilletons von New York bis Genf sind entzückt. Und da hätte man wenigstens von der *Weltwoche*, deren Verleger die Künstlerin in einer Inseratekampagne einst eine Frau wünschte, etwas Kritisches erwartet. Aber sogar Roger Köppels Blatt feierte sie mit einer Titelgeschichte. Wer bei jeglicher Couleur so viel positive Reaktionen auslöst, avanciert zwangsläufig zur Hoffnungsträgerin. Gerade ihr Umgang mit Köppel zeigt exemplarisch ihre stets mit Wortmalerei korrelierende Kreativität: Wer in Pipilottis Nähe eine Position vertritt, die etwas rechts von Grasgrün liegt, hört die Frage «Tuesch köppele?».

Sonntag, 28. Dezember 2008



Durch seine CD mit der Streichmusik Alder erlangte Bligg in der ganzen Schweiz einen grossen Bekanntheitsgrad. Wie er kürzlich in einem Interview in der *Weltwoche* sagte, er habe bei den Aufnahmen mit der Streichmusik Alder bemerkt, dass Instrumente wie das Hackbrett, der Kontrabass oder das Akkordeon gar nicht so weit entfernt von Hip-Hop-Klängen entfernt sind. So habe er das Experiment gewagt, und es sei alles gut gegangen.

St. Galler Tagblatt, 22. Dezember 2008

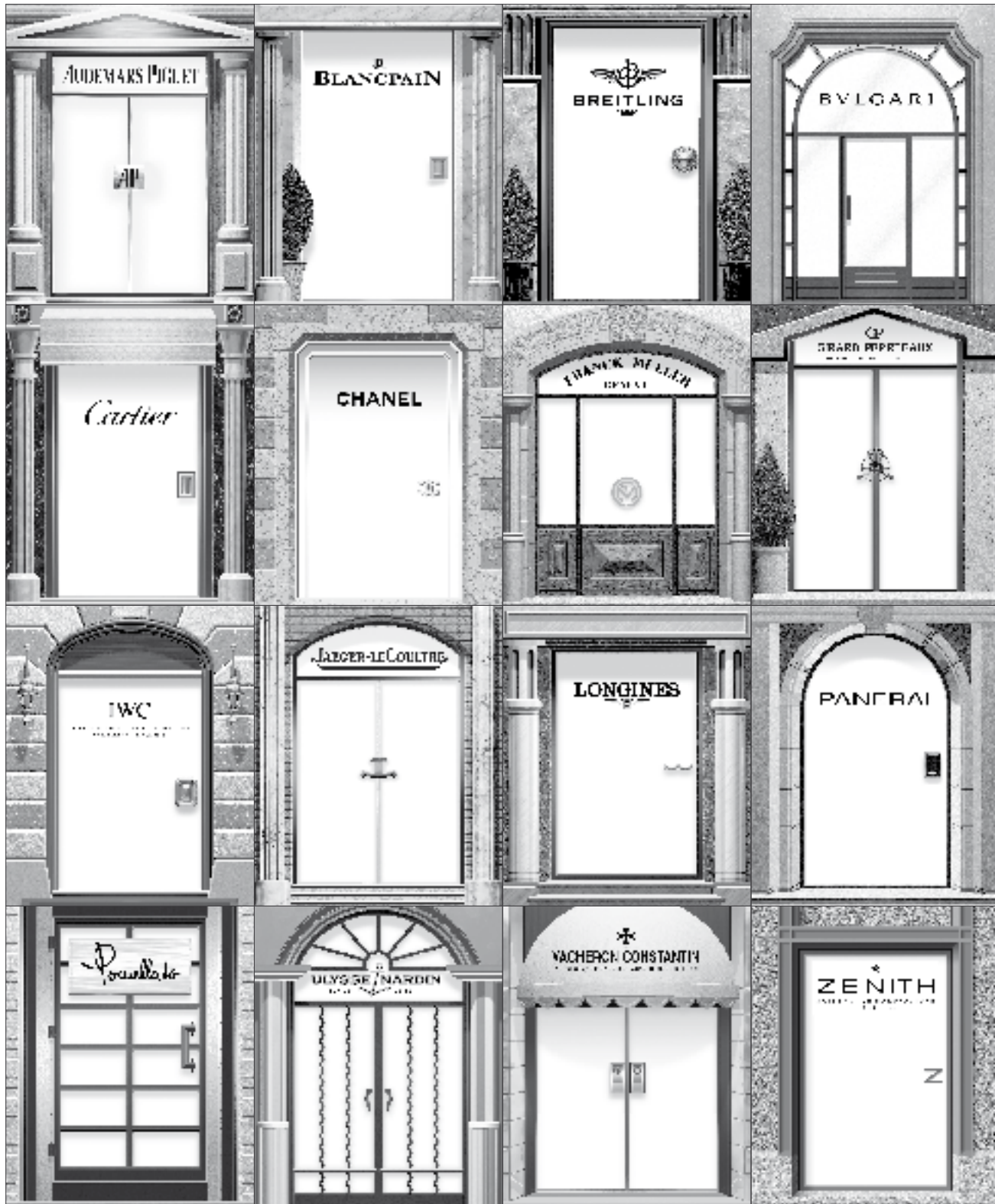


«Le Liechtenstein met genau à terre face aux Etats-Unis», titrait jeudi la *Weltwoche*. L'hebdomadaire zurichois apprécie ainsi la substance de l'accord conclu le 8 décembre entre Vaduz et Washington: Tax Information Exchange Agreement (TIEA). Dans ce traité, la Principauté consent, il est vrai, d'énormes concessions en matière de secret bancaire.

Tribune de Genève, 19. Dezember 2008

LES AMBASSADEURS

THE LEADING HOUSE OF LEADING NAMES



GENÈVE • ZÜRICH • ST.MORITZ • LUGANO

ZÜRICH • BAHNHOFSTRASSE 64 • 8001 ZÜRICH • T +41 44 227 17 17

WWW.LESAMBASSADEURS.CH